

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tiedeböhl

unter Mitwirkung von Dr. A. Bergengrün, Baron C. v. d. Brüggen, Prof. Dr. C. Schio, S. Diederichs, Prof. Dr. J. Engelmann, Prof. Dr. C. Erdmann, G. v. Glasenapp, Dr. C. v. Kottbeck, A. Tobien u. A.

Inhalt:

Die Eingeborenen Alt-Livlands im 13. Jahrhundert.
 Von Staf von Transehe 219

Typus und Individuum in der Litteratur. Von Ed.
 Eckhardt 244

Politische Korrespondenz. Von K. v. d. B. 264

Notizen 271

Beilage: Dr. G. J. v. Schulz-Bertram. Litterarisch-biographische
 Skizze. (Schluß.) Von C. v. Schulz-Abaiemsky.
 Kunstbriefe. VIII. Von J. Norden.
 Litterarische Streiflichter. Von H. D.

Abonnements werden
EMSV
Riiklik Avalik
Raamatukod

von allen Buchhandlungen und von der Expedition der
 (Riga, Moskauer Str. 124) entgegengenommen.
 Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.



Die Eingeborenen Alt-Livlands im 13. Jahrhundert.

Die Küstenländer des baltischen Meeres sind für die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in tiefes Dunkel gehüllt.

Die vergleichende Sprachforschung hat festgestellt, daß die ugro-finnischen Völker, welche dem ural-altaischen Sprachstamme angehören, schon im ersten Jahrhundert n. Chr. mit germanischen Stämmen in Berührung gekommen sein müssen und zwar in so nachhaltiger Weise, daß sie einen großen Theil ihres Vortages dem Altgothischen entnommen hätten. Wo und wie aber hat diese enge Berührung der zwei Klassen stattgefunden? Müllenhoff nimmt an, daß die Nordgermanen die Finnen bereits in Skandinavien vorgefunden hätten¹⁾. Dagegen führt Meitzen in seinem großartigen Werke „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen zc.“ aus, daß diese Annahme nicht genügend erkläre, wie die Dialekte vieler östlicher Finnenstämme die germanische Beeinflussung in so hohem Maaße zeigten. Die von Thomsen und Koskinnen als germanisch bezeichneten Stammwörter der finnischen Völker umfaßten die wichtigsten Kulturbegriffe²⁾. Es sei ganz unmöglich, daß durch bloße Uebertragung unter den

¹⁾ R. Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. Berlin 1887. II. S. 54 f.

²⁾ W. Thomsen, Ueber den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen. Halle 1870. Y. Koskinnen, Sur l'antiquité des Lives en Livonie. Acta societ. scient. Fennicae Bd. VIII. Th. II. Helsingfors 1867.

V. R. Erbsen
Date: 1895
Kaufmann

66.011

Finnen selbst diese Kulturwörter zu den östlichen Stämmen gedrungen seien. „Diese Weiterverbreitung würde eine allmähliche Bewegung steigender Bildung voraussetzen, in der mannigfacher Wechsel und das Schaffen eigener Begriffe unvermeidlich eingetreten wären.“

Ebenso wenig könne man annehmen, „daß etwa sämtliche finnische Stämme bei Ankunft der Germanen in irgend einer Gegend konzentriert gelebt hätten,“ oder, „daß vor unserer Zeitrechnung eine nachbarliche allmähliche Wanderung der Nordgermanen längs der Grenzgebiete der Finnen stattgefunden habe, welche diesen die germanische Kultur zugetragen hätte.“

Es bleibt nur übrig, so folgert Meitzen, „weiterstrene Niederlassungen nordgermanischer kriegerischer Kaufherren in allen südlicheren, klimatisch bevorzugten finnischen Landschaften anzunehmen, Niederlassungen, welche durch ihre Kulturhilfsmittel der benachbarten Bevölkerung so große Vortheile boten, daß sie ohne Widerstreben und ohne die Nationalität der Finnen an sich zu zerstören, aufgenommen wurden.“¹⁾

Diese einleuchtende Hypothese gewinnt für uns ein ganz besonderes Interesse, wenn wir sie auf die Resultate der bisherigen prähistorischen Forschung in den Ostseeprovinzen anzuwenden versuchen.

Hier zeigen nämlich zahlreiche archäologische Funde die Spuren germanischer Siedelung. Bei dem an und für sich hypothetischen Charakter der prähistorischen Forschung ist bisher aber keine Einigung darüber erzielt worden, in welchem Verhältniß die Spuren solcher germanischer Siedelung zu derjenigen anderer Rassen, vornehmlich der finnischen und litoslawischen stehen, welche sich — wahrscheinlich als gleichzeitig — in großer Anzahl nachweisen lassen. Mit andern Worten: Archäologen und Ethnologen wissen nicht recht, was sie mit den Spuren germanischer Elemente anfangen sollen. Bedeutende skandinavische Gelehrte wie Worsaae

¹⁾ August Meitzen „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven.“ (I. Abtheilung von „Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich der Alpen“) Berlin. 1895. S. 179. Vgl. auch S. 212 u. Müllenhoff a. a. D. S. 69.

Montelius und Aspelin¹⁾ gehen soweit, daß sie behaupten, germanische Stämme hätten in den Ostseeprovinzen während der ersten Jahrhunderte n. Chr. geseßen. Aspelin bezeichnet als Endpunkt der rein germanischen Siedelung die Hunneninvasion (um 375), alsdann seien die Germanen von Finnen und Letten abgelöst worden. Grewingf²⁾ dagegen nimmt an, daß zwischen der ugro-finnischen Urbevölkerung gothische Elemente geseßen hätten. Er unterstützt seine Annahme auch durch etymologische Beweise und meint, daß als historische Erklärung dieses Zusammenlebens der zwei Klassen die Erzählung des Jordanis dienen könne, nach welcher der Ostgothenkönig Hermannarich die Nation der Nestier sich unterworfen habe. Unter den Nestiern des Tacitus und des Jordanis seien in erster Linie lito-slavische Stämme, in zweiter die Ostländer überhaupt, also auch die finnischen Urbewohner der Ostseeprovinzen zu verstehen. Die Nachrichten des Jordanis spielen überhaupt eine wichtige und, wie mir scheint, unberechtigte Rolle in der Darstellung dieser dunkeln Epoche³⁾. Schon Wattenbach hat nachgewiesen, daß Jordanis, der um 550 schrieb, für diese Zeit Cassiodors Geschichte der Gothen und zwar blos nach dem Gedächtniß benutzte und daß er überhaupt flüchtig und unzuverlässig ist⁴⁾.

1) J. J. H. Vorfaae, „Vorgeschichte des Nordens nach gleichzeitigen Denkmälern,“ a. d. Dän. von Restorf. Hamburg. 1878. S. 96. Dr. Montelius „Sur le premier age du fer dans les provinces baltiques de la Russie et en Pologne.“ Compte-rendu de la 8. session du congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques à Budapest 1876. P. 481. sq. R. Aspelin, „Antiquités du Nord Finno-Ougrien.“ Helsingfors (v. J.). S. 355.

2) C. Grewingf, „Die neolithischen Bewohner von Kunda in Estlan.“ Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat Bd. XII. 1884. S. 59 ff. Vgl. auch dessen „Die Steinschiffe von Musching etc.“ Dorpat 1878. S. 49. ff.

3) Vgl. J. L. v. Parrot, „Versuch einer Entwicklung der Sprache, Abstammung etc. etc. der Liven, Lätten, Esten“ Berlin 1839 S. 223 nach Crantz' „Suecia“, Messenius, Torfaeus, Dlugoss. Ferner: K. v. Schlözer „Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden“. Berlin 1850, S. 34 u. 49. f. C. Seraphim „Geschichte Liv-, Est- und Kurlands etc.“ Bd. 2. Reval 1895. S. 11. Auch Meitzen, Siedelung etc. II. S. 145 u. 154 zitiert den Jordanis (oder Jornandes).

4) W. Wattenbach „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrh.“ Berlin 1858. S. 47 ff. Jordanis steigert nur die Verwirrung, die seine Vorgänger angerichtet haben, z. B. macht er auch die Skythen und Amazonen zu Gothen.

Wir müssen daran festhalten, daß uns für diese Epoche keine sichereren historischen Quellen zu Gebote stehen und daß wir uns mit den Forschungen der Archäologie und Ethnologie begnügen müssen.

Angenommen nun, daß sich unzweifelhafte Spuren germanischer Siedelungen in dem Gebiete zwischen Memel und Narowa finden, so fragt es sich jetzt, wie weit germanische Einflüsse aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. festzustellen sind. Ob in der That germanische Stämme das ganze Gebiet eingenommen haben, wie Montelius und Aspelin behaupten, oder ob blos ein Herrschaftsverhältniß der Gothen existirt habe, wie andere Forscher, gestützt auf Jordanis, annehmen, oder ob endlich die Meigenische Hypothese von der Niederlassung germanischer Kaufleute in den südfinnischen Landschaften auch auf die Gegenden der heutigen Ostseeprovinzen auszudehnen wäre. Das muß die nächste Aufgabe der prähistorischen Forschung sein.

Wir kommen jetzt zu einer andern Frage: In welche Zeit fällt die Abgrenzung der Siedlungsgebiete der beiden Rassen, welche die deutschen Eroberer im 12. Jahrhundert in den Ostseeprovinzen vorfanden? Auch diese Frage läßt sich nicht mit absoluter Bestimmtheit beantworten. Denn auch darüber sind die Forscher nicht einig, welche Nation zuerst in den Ostseeprovinzen gesiedelt habe — die finnische oder die lettische. Grewing ist, wie oben ausgeführt worden, der Meinung, daß das ganze Gebiet von Preußen bis Finnland oder, wie er es nennt, das „Ostbaltikum“ von ugro-finnischen Stämmen besiedelt gewesen sei. Er kommt unabhängig von andern Forschern, die dasselbe behauptet haben, zu dieser Ansicht ¹⁾. Dagegen haben Schirren ²⁾ und Koskinnen ³⁾

¹⁾ J. B. Watson, „Ueber den lettischen Völkerstamm“. Jahresverhandlungen der kurl. Gesellschaft für Litteratur und Kunst. 1818.

J. Döring, „Ueber die Herkunft der kurländischen Letten“. Sitzungsberichte der kurl. Ges. f. Lit. u. Kunst von 1880, Anhang. Mitau 1881. S. 63 u. 103, behauptet, daß Letten im südöstlichen Livland i. e. S. geessen hätten. A. L. Schlözer, „Allgemeine Nordische Geschichte“. Halle 1771, ist zweifelhaft. Vgl. S. 303, dagegen S. S. 318 und 319.

²⁾ C. Schirren, „Nachrichten der Griechen und Römer über die Küstenländer des baltischen Meeres“. Riga 1852.

³⁾ Y. Koskinnen, „Sur l'antiquités des Lives en Livonie“.

die Anschauung ausgesprochen, daß eine Invasion finnischer Stämme, theils auf dem Landwege von Norden, theils zur See von Westen, in lettisch-lithauisches Siedlungsgebiet stattgefunden habe. Diese Anschauung ist neuerdings von Bielenstein aufgenommen und mit großem Geschick vertheidigt worden¹⁾. Auch Meitzen schließt sich in seinem jüngsten Werke den Ausführungen Bielensteins vollständig an und bestimmt als Zeitpunkt der finnischen Invasion das 6. oder 7. Jahrhundert n. Chr.²⁾.

Was uns die Geschichte über den Zeitraum bis zum 12. Jahrhundert bietet ist undeutlich und unzuverlässig. Herodot, Ptolemaeus, Tacitus, Plinius können wir bei Seite lassen, ebenso Cassiodor und Jordanis³⁾. Sie bieten der Hypothese ein zu weites Feld. Als warnendes Beispiel mag das gelehrte Werk des Archäologen Kruse dienen⁴⁾, dem in Bezug auf unwahrscheinliche und gezwungene Hypothesen nur noch das Buch des Linguisten Parrot gleichkommt.

Das Licht der Geschichte dringt erst spät in das Dunkel, welches über den Ostgestaden des baltischen Meeres ruht.

Mit Sicherheit erkennen wir sehr alte Beziehungen der Skandinavier zu dem „Osterrife.“ Runensteine und die alten nordischen Sagas sprechen dafür⁵⁾. Diese Beziehungen mögen meist kriegerischer, vielleicht aber auch wirthschaftlicher Natur gewesen

¹⁾ Dr. A. Bielenstein. „Welches Volk hat an den Küsten des Rigischen Meerbusens die historische Priorität, die indogermanischen Letten oder die mongolischen Finnen? Baltische Monatschrift. XXVI. Bd. Heval 1889. S. 90, und wiederholt in „Die Grenzen des lettischen Volksstammes“ Petersburg 1892 S. 348 ff.

²⁾ Meitzen, Siedlung 2c. II. S. 143 u. 154 f. Müllenhof a. a. D. II. S. 69 meint, daß die jänischen Finnen frühestens im 5., spätestens im 8. Jahrh. die Letten von der baltischen Seeküste abgedrängt hätten.

³⁾ Herodot (Hist. L. III. C. 115). Ptolemaeus (Geogr. L. III. C. 5.) Tacitus (Germania C. 43-45). Plinius (nach den Berichten des Phythaeas). Hist. natur. Lib. XXXVII, C. 2.) Vgl. darüber C. Schirren, Nachrichten 2c.

⁴⁾ F. Kruse, „Urgeschichte des Eithnischen Volksstammes“ Moskau 1846. Parrot. a. a. D.

⁵⁾ Ingvafjaga, Heimskringla, Ynglinga-Saga des Snorre Sturlesson, Egil Skalla-Grimson's Saga. Ueber den in Södermannland gefundenen Runenstein vgl. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte u. Alterthumskunde der Ostseeprovinzen v. 1884. S. S. 14 u. 20. Ferner: Dr. A. Bielenstein, Grenzen 2c. S. 373.

sein. Auch hier müssen wir an die oben ausgeführte Meizensche Hypothese denken.

Eine genauere Nachricht haben wir erst aus dem 9. Jahrhundert. In Kimberts Vita Ansharii werden die Chori im jetzigen Kurland (oder in Tesel) erwähnt. Wir hören von erbitterten Kämpfen der Nordmänner mit dieser Volke. Um 850 soll die Kurenstadt Apule von dem Schwedenkönig Olof erobert worden sein, nachdem zuvor die Dänen, welchen das Land zinspflichtig gewesen, einen verunglückten Feldzug dorthin unternommen hatten¹).

Aus dem 11. Jahrhundert haben wir den Bericht des Adam von Bremen. Zwar ist das, was er uns von Kurland und Ehstland erzählt, noch sehr märchenhaft, aber wir erfahren von ihm, daß ein dänischer Kaufmann auf der Insel Ehurland eine Kirche gebaut habe; das habe er — Adam — aus dem eigenen Munde des Königs Ewen Estridson. (1047—1076²).

Aus diesen Nachrichten können wir entnehmen, daß die Skandinavier schon sehr früh versucht haben an den östlichen Küsten des baltischen Meeres Fuß zu fassen. Mehr als Wikingerzüge sind es aber kaum gewesen. Wir wissen, daß die kühnen Ehsten und Kuren ihnen diese Raubzüge mit gleicher Münze zurückzahlten, ja daß ehstnische Seeräuber die reiche Stadt Sigtuna am Mälär verbrannten³).

Von diesen Seeräuberzügen wird noch später die Rede sein. Weniger undeutlich als die Beziehungen der Eingeborenen zu den Skandinaviern sind diejenigen zu ihren östlichen Nachbarn, den Russen⁴).

Die auf bloßer Ueberlieferung beruhenden Nachrichten der russischen Chroniken über die Zeiten bis zum 11. Jahrhundert können wir füglich übergehen.

¹) Vgl. Kurländische Sitzungsberichte von 1883 S. 63. f.

²) Adam von Bremen IV. 16. 17. 19. Ed. Mon. Germ. Pertz II. S. 373 f.

³) Vgl. Schlözer, Livland 2c. S. 37.

Nach K. Lamprecht „Deutsche Geschichte“ Bd. IV. S. 160 wurde Sigtuna um 1187 verbrannt.

⁴) Die russischen Beziehungen sind klar und übersichtlich dargestellt von Th. Schieman „Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert.“ Berlin, 1887. Bd. II. S. 5 ff. (im 10. Theil der II. Hauptabtheilung von W. Enken, Allgemeine Geschichte 2c.).

Als sich die Reiche von Nowgorod und Pologzk gefestigt hatten, mögen deren Fürsten versucht haben ihre Herrschaft bis an die Ostseeküste auszudehnen. Die nach Nestor benannte Chronik (um 1100) berichtet uns, daß Wladimir der Große (980—1015) die Dünagegend unterworfen habe.

Sicher ist, daß im Jahre 1030 der Großfürst Jaroslaw die Ehsten besiegte und in ihrem Lande die Stadt Jurjew an der Stelle des späteren Dorpat gründete. Die russische Chronik berichtet dann weiter, daß dem Großfürsten schließlich sämtliche Völker der Ostseeprovinzen: Ehsten, Liven, Letten, Semgallen, Lithauer, Samaiten und Kuren zinspflichtig wurden. Das ist jedoch kaum anzunehmen. Nach Jaroslaws Tode empören sich die Ehsten, zerstören 1061 Jurjew und machen sogar den Versuch Pleskau zu erobern. Im folgenden Jahrhundert gelingt es den Russen auch nicht dauernd festen Fuß zu fassen. 1107 erleiden verbündete süd- und westrussische Fürsten durch die Semgallen eine blutige Niederlage; 9000 Russen decken das Schlachtfeld¹⁾. Allerdings eroberte Wstislaw von Nowgorod 1116 die Ehstenfeste Odenpäh und 1130 wurde den Ehsten wieder ein Tribut auferlegt, aber 1132 schlugen diese den Wsewolod Wstislaws Sohn völlig aufs Haupt. „Es geschah groß Unheil,“ sagt die russische Chronik, „viel gute Männer aus Nowgorod wurden erschlagen.“ Die Erfolge, welche Wsewolod 1134 errang, waren auch nicht von Dauer. 1177 wird wieder eine größere Niederlage der Russen bei Pleskau durch die vereinigten Ehsten berichtet. Auch für die spätere Zeit ist eine faktische Abhängigkeit der Ehsten von Nowgorod oder Pleskau nicht nachzuweisen²⁾, wohl aber finden wir vorübergehende Bündnisse der Ehsten mit den Russen gegen die deutschen Kreuzfahrer.

Während sich also die Ehsten und auch die Semgallen der wiederholten Unterjochungsversuche der Russen erfolgreich erwehrt,

¹⁾ Vgl. hierüber auch Karamsin's Geschichte des Russischen Reichs. Deutsche Uebers. Bd. II. S. 18 und 114.

²⁾ Vgl. F. v. Keußler, „Die Tributpflichtigkeit der Landschaft Tolowa an die Pleskauer“. „Mittheilungen aus der livländischen Geschichte“ Bd. XIV, S. 95 u. 98 Anm. und desselben „Zur Frage der Beziehungen der russischen Fürsten zu den Eingeborenen der gegenwärtigen Ostseeprovinzen im XII. u. XIII. Jahrh.“ Sitzungsber. d. Ges. f. Gesch. u. Alterth., Riga, v. 1891. S. 116 f.

gelang es diesen über den Stamm der eigentlichen Letten, der Lettgallen, und über einen Theil der Liven dauernde Herrschaft zu gewinnen.

In welchen Zeitpunkt die Begründung derselben fällt, wissen wir nicht. Als in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Deutschen in die Dünamündung drangen, fanden sie die Liven und Letten am rechten Dünaufer, sowie die Lettgallen in Tolowa unter russischer Botmäßigkeit. Für die Wende des 12. Jahrhunderts sind zwei russische Machtbereiche zu unterscheiden: der Machtbereich des Fürstenthums Pologk an der Düna und der des Fürstenthums Pleskau, welcher die lettische Landschaft Tolowa am oberen und mittleren Laufe der livländischen Na umfaßte¹⁾. Das Abhängigkeitsverhältniß war nur locker, es bestand in Tributzahlung und vielleicht in Heeresfolge. Hierüber wird an anderer Stelle noch ausführlich die Rede sein.

Wir müssen jetzt, da wir zeitlich bei der deutschen Eroberung, also an der Grenze unserer Darstellung, angelangt sind, Halt machen und die ethnographischen Verhältnisse schildern, wie sie von den Deutschen im 13. Jahrhundert vorgefunden wurden.

II.

Durch die umfassenden Forschungen des gelehrten Pastors und Etymologen Dr. A. Bielenstein sind wir in der Lage uns ein ziemlich deutliches Bild der ethnographischen Verhältnisse Alt-Livlands im 13. Jahrhundert zu machen²⁾.

Wir haben gesehen, daß Völkerschaften finnischer, also mongolischer, und lettisch-lithauischer, also arischer, Rasse die Küstenländer zwischen Memel und Narowa, das spätere Alt-Livland, besiedelten.

¹⁾ Vgl. F. v. Reußler „Das livische und lettische Dünagebiet und die Fürsten von Pologk, Gericke und Kokenhusen am Ausgange des XII. und zu Beginn des XIII. Jahrhunderts.“ Mittheil. a. d. livl. Geschichte. Bd. XV, S. 2 f., auch desselb. Tributpflichtigkeit u. von Tolowa S. 81 f.

²⁾ Dr. A. Bielenstein „Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert.“ Mit einem Atlas von 7 Blättern. St. Petersburg. 1892. Nähere Einzelheiten über die verschiedenen Nationen und Stämme, z. B. die Nationalitäten-Frage der Wenden an der Na, werde ich hier bei Seite lassen.

Die finnischen Stämme nahmen das heutige Ehstland und nördliche Livland sowie die livländische und kurländische Küste ein. Wir unterscheiden zwei Hauptstämme: die Ehsten und die Liven. Erstere saßen in geschlossenen Massen in Ehstland, dem nördlichen Livland und den vorgelagerten Inseln, d. h. ungefähr in ihren heutigen Grenzen. Letztere theilten sich in zwei gesonderte Stämme: die eigentlichen Liven, welche einen durchschnittlich 5—6 Meilen breiten Küstenstrich vom Orrobache bis zur Düna und das Gebiet am rechten Dünaufer bis hinter Lenewarden einnahmen, und die Kuren an der Küste vom Angernschen See, beziehungsweise von der Dünamündung, bis gegen Memel und am unteren Laufe der Windau.

Die Letten zerfielen in drei Hauptstämme: die Lettgallen südlich von den Ehsten und östlich von den Liven in den jetzigen Kreisen Walk und Wenden, im östlichen Theile der Kreise Riga und Wolmar, sowie einem Theile des jetzigen Polnisch-Livland; ferner die Selen in einem schmalen Streifen am linken Dünaufer von Düna burg bis Selburg, und endlich die Semgallen. Diese bewohnten das ganze mittlere und südöstliche jetzige Kurland zu beiden Seiten der Semgaller Na und am oberen und mittleren Laufe der Windau. Sie grenzten also im Norden und Westen an die Kuren, im Osten an die Liven und im Südosten an die Selen. Das ganze Gebiet südlich von den Kuren, Semgallen und Selen wurde von den Lithauern eingenommen, einer den Letten nahe verwandten Nation.

Mit Ausnahme der ehstnischen sind aber die geographischen Grenzen der Nationen keineswegs sauber durchzuführen, weil auch eine ethnographische Scheidung nicht immer möglich ist.

Es ergeben sich Gebiete, in denen Sprach- und Geschichtsforschung gemischte Bevölkerung annehmen müssen — wenigstens im 13. Jahrhundert. Namentlich ist das in Kurland der Fall, wo wir auf einem großen Theile des finnischen Siedlungsgebietes lettische Spuren antreffen. Desgleichen in Livland im Bezirke Idumea (zwischen Wenden und Lemsal) und an der Düna bei Lenewarden.

Dieser Umstand wirkt deswegen besonders störend, weil, wie wir sehen werden, ein prinzipieller Unterschied zwischen der Siedelungsweise der finnischen und lettischen Völkerschaften bestand.

III.

Es ist nun zu untersuchen, welcher Art der Kulturzustand dieser Nationen zu der Zeit war, als die Deutschen mit ihnen in Berührung kamen.

Wir besitzen für diese Zeit eine unschätzbare Quelle in der trefflichen Chronik des Lettenpriesters Heinrich, von dem wir mit Bestimmtheit wissen, daß seine Berichte über das Zusammentreffen der Deutschen mit den Eingeborenen Alt-Livlands auf Autopsie beruhen¹⁾.

Es liegt auf der Hand, daß die Chronik Heinrichs in erster Linie kriegerische und politische Vorgänge schildert und sich nicht mit ethnologischen Fragen beschäftigt; eine solche Betrachtungsweise lag ja jener Zeit vollkommen fern, aber wir finden in der sorgfältigen Aufzählung von Thatsachen nicht selten Fingerzeige, die wir zu unseren Zwecken ausbeuten können.

Natürlich erlangen wir auf diese Weise keine vollständige Kenntniß der politischen, sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse oder gar der ethischen Vorstellungen unserer Völker, auch wenn wir versuchen die Lücken durch Rückschlüsse aus späteren Quellen auszufüllen. Das kulturgeschichtliche Bild, das wir gewinnen, bleibt unvollkommen genug; aber wir haben doch allen Grund unserem Chronisten auch für das Wenige dankbar zu sein, wenn wir bedenken, wie selten im Allgemeinen glaubwürdige Quellen für die Geschichte eines Volkes vor dessen Berührung mit überlegener Kultur sind. Wir befinden uns z. B. in einem bedeutenden Vortheil gegenüber unserem Nachbarlande Preußen, dessen früheste historische Quelle über die Zustände der Eingeborenen — abgesehen von den Fabeln des Reisenden Wulfstan — Petrus de Dusburg ist, welcher seine Chronik ein Jahrhundert nach der deutschen Eroberung schrieb.

¹⁾ „Heinrici Chronicon Lyvoniae“, ex recens. Wilh. Arndt. In G. H. Perz' Monum. Germaniae. Hannover 1874. Die Citate aus Heinrich von Lettland beziehen sich auf diese Ausgabe. Ueber Heinrich v. L. vgl. H. Hildebrand, „Die Chronik Heinrichs von Lettland.“ Berlin 1865. Die Abfassung der Chronik wird von Hildebrand in die Jahre 1225—27 gesetzt, vgl. S. 19.

Die inneren politischen und sozialen Verhältnisse der Indigenen lassen sich aus der Chronik Heinrichs von Lettland nicht deutlich erkennen.

Während wir bereits im 9. und 10. Jahrhundert bei den Nord-Slaven politisch selbständige fest organisirte Staaten mit Fürsten und Beamtenthum konstatiren können, finden wir bei den lettischen und finnischen Stämmen im 13. Jahrhundert keineswegs organisirte Staatswesen, sondern nur die Spuren staatenähnlicher Gebilde. Die einzelnen Stämme der beiden Nationen scheinen untereinander nur in sehr lockerem Zusammenhange gestanden zu haben. Zwar finden wir Bündnisse zweier Stämme, wo es sich um größere Feldzüge oder ernsthafte Vertheidigung handelt¹⁾, doch ist das National-, oder besser gesagt: Rassegefühl, so gering, daß nicht selten zwei Stämme eines Blutes in feindlichen Lagern kämpfen²⁾. Da wir auch andererseits Bündnisse zweier Nationen untereinander³⁾, ja sogar mit auswärtigen Nachbarn antreffen⁴⁾, so brauchen wir nicht einen politischen Zusammenhang der Stämme eines Blutes vorauszusetzen. Eine Ausnahme macht vielleicht die ehstnische Nation. Es wird uns nämlich berichtet, daß in der Landschaft Harrien ein Dorf Raigele lag, in welchem die umwohnenden Stämme alljährlich zu einer Berathung zusammenzukommen pflegten⁵⁾. Leider ist nicht näher angegeben, welche ehstnischen Stämme sich zu diesem jährlichen „Thing“ versammelten, jedenfalls nicht alle, was schon aus dem Ausdruck „umwohnend“ (circumiacentes), sowie aus dem Umstande hervorgeht, daß die Insel-Ehsten auf einem beständigen Kriegsfuße mit den Festland-Ehsten gelebt zu haben scheinen⁶⁾. Immerhin liegt der Gedanke an einen engeren Zusammenhang mehrerer Ehstenstämme — eine Art Völkerbund — nahe und wir werden in lebhafter Weise an ähnliche Erscheinungen bei den alten Germanen und Slaven

¹⁾ Heinrici Chr. Livv. 10, 6, 8 12, 6 14, 8 15, 3 16, 3 21, 2 22, 8 26, 4, 5, 7, 8 19, 7.

²⁾ Ebenda 14, 5 (23, 7). 24, 2 29, 3, 4.

³⁾ B. B. ebenda 14, 5.

⁴⁾ Der Ehsten mit den Russen cf. ebenda 20, 21, 22 ff.

⁵⁾ Ebenda 20, 2.

⁶⁾ Ebenda 23, 9 24, 3, 4.

erinnert. Es ist übrigens anzunehmen, daß auch dieser in Friedenszeiten zu Raigela abgehaltene Thing den Zweck gehabt hat, in erster Linie kriegerische Berathungen zu pflegen. Wir wissen ja, daß die Ehsten seit Jahrhunderten mit ihren mächtigen Nachbarn, den Russen, in Kriege verwickelt waren; solche Unternehmungen, wie die gegen Pleskau (1061 und 1177), mögen auf der Jahresversammlung von Raigela geplant worden sein.

Die innere Organisation des einzelnen Stammes ist ebenso wenig deutlich erkennbar.

Jeder Stamm zerfiel in eine Reihe größerer und kleinerer Gemeinwesen. Heinrich von Lettland verfügt über mehrere Bezeichnungen für das Land, welches von einem Stamme bewohnt wird, aber er gebraucht dieselben nichts weniger wie präzis. So wendet er den Ausdruck *provincia* bald auf das ganze Siedelungsgebiet einer Nation an, bald auf eine größere Landschaft, die von einem Stamme bewohnt wird, bald auf den einzelnen Bezirk oder Gau einer solchen Landschaft.

Für die kleineren Bezirke findet sich noch ein ehstnischer Ausdruck „Kylgunda“, welcher soviel wie Gauverband bedeutet und den der Chronist an einer Stelle ausdrücklich für *provincia* setzt¹⁾.

Mit Sicherheit können wir annehmen, daß das Siedelungsgebiet einer Nation in mehrere Landschaften und jede Landschaft wiederum in eine Reihe kleinerer Bezirke zerfiel. Ueber die Entstehung dieser Gemeinwesen ist aus Heinrichs Chronik nichts zu entnehmen. Sie fällt in eine weit frühere Zeit. Möglicherweise sind die Gauverbände aus Geschlechtsverbänden hervorgegangen. Bei wachsender Kopfzahl haben die Geschlechter sich aus wirtschaftlichen Gründen getrennt und sich so räumlich immer weiter

¹⁾ Ebenda. 28, 8. In 28, 2 hat die Landschaft Maritima 7 Kylgunden, in 28, 7, hat dieselbe 7 Provinzen; cf. auch 29, 7 und 30, 5. Der Ausdruck *Kilgunda* findet sich auch in Kurland. vgl. Livl. Urk. Buch. 103 u. 104. Jetzt heißt *Kihlakunta* im Finnischen Bezirk, *Kihhelkond* im Ehstnischen Kirchspiel. Vgl. A. J. Sjögren, „Reise nach Livland u. Kurland 1846.“ St. Petersburg 1847. S. 120 ff. Über d. Etymologie des Wortes. Vgl. die Ausführungen Runiks in Bielenstein, Grenzen etc. S. 273. A. 296 u. 297. A., ferner: L. Meyer, „Über Esten und Estenthum bei Heinrich dem Letten“ in „Sitzungsberichte der Gelehrten Ehstnischen Gesellschaft.“ Dorpat 1877 S. 11.

ausgebreitet. Gemeinsame Gefahr hat einen lockern Zusammenhang der Sippen erhalten, nicht fest genug, um zu einer Staatenbildung zu führen, aber doch genügend stark, um ein Gemeinwesen zu bilden, welches im Falle der Vertheidigung oder eines Raubzuges unter einheitlicher Leitung vorgehen konnte.

IV.

An der Spitze der einzelnen Gemeinwesen, sowohl der größern Landschaften als der kleinern Gaue standen Häuptlinge, für deren politische und besonders soziale Stellung sich keine ganz scharfen Umrisse in der Darstellung Heinrichs finden.

Er nennt sie meist *seniores*: Älteste, daneben *principes* oder *principes ac seniores*¹⁾; parallel gebraucht er die Ausdrücke: *meliores*²⁾, *primores*, *nobiles*³⁾, sogar *divites*⁴⁾. Den Semgallenhäuptling Vesthard nennt er an einer Stelle *maior natu*⁵⁾, offenbar eine Umschreibung von *senior*, sonst einfach *dux* oder *dux et princeps*; von Caupo sagt er: „der gewissermaßen König und Ältester der Liven war“ und an anderer Stelle: „welcher der Erste der Liven war“⁶⁾; die Gesamtheit der *seniores* der Esten nennt Heinrich *caput Estonie*: Das Haupt Estlands⁷⁾.

Ob Heinrich den Ausdruck *senior* aus der Sprache der Eingeborenen übernommen hat, erscheint mir fraglich. Allerdings finden sich später sowohl im Estnischen („Wannem“) als im Lettischen („Bezžakais“) die gleichbedeutenden Wörter, aber wir haben keinen Anhalt dafür, daß sie schon um 1200 gebraucht und nicht etwa später aus dem deutschen Sprachgebrauch übernommen worden sind. Bei den südslavischen Stämmen giebt es eine Analogie in den Starosten oder Supanen, den Ortsvorstehern und

1) Heinr. Chron. Liv. 10, 10 25, 2 (*dux et princeps*) 10, 8 16, 4 (17, 5, 7). 21, 2 25, 2 (*principes ac seniores*).

2) 4, 4 10, 14 12, 6 21, 7 30, 5 (22, 5).

3) 30, 5.

4) Also „Reiche“ 15, 7 (*divites et seniores*).

5) 9, 2 cf. 10, 10 12, 2.

6) „qui quasi rex et senior Lyvonum erat“ 7, 5, „quorum primus erat (Caupo)“ 16, 3.

7) Ebenda. 15, 3.

Gemeindegewalt, welche in lateinischen Urkunden ebenfalls Seniores genannt werden.

Die Bezeichnung des Supans als Ältester ist nach Meitzen „füglich nur auf den slavischen Begriff des Starešina, des Familienhaupts in der Sadruga wie in Bratswo und Pleme zurückzuführen“¹⁾. Wenn wir also die südslavische Analogie wenigstens für die lettischen Stämme anerkennen wollten, so müßten wir auch bei ihnen eine ursprüngliche Hauskommunion voraussetzen. Dafür fehlen nun aber, wie später noch ausgeführt werden soll, alle Voraussetzungen, da wir keine Anhaltspunkte für irgend welche kommunistische Einrichtungen bei Letten oder Esten und Liven haben.

Eine andere Erklärung der Bezeichnung Senior für die Häuptlinge der Eingeborenen ist neuerdings von A. v. Bulmerincq gegeben worden²⁾. Heinrich von Lettland hätte den Ausdruck senior „den ihm nicht unbekanntem Verhältnissen in Holstein und auf Gotland“ entnommen. In Holstein unterstand Gericht und Verwaltung den „seniores terrae“ unter Führung des Overboden; in Gotland hießen die Vorsteher der Landgemeinde, die Radmannen, ebenfalls seniores. Heinrich hätte, um die Seniores der Eingeborenen von den seniores de civitate, de Riga zu unterscheiden, ersteren den Zusatz terrae hinzugefügt. Diese Erklärung scheint jedoch unrichtig, den erstens kommt der Zusatz terrae nur zwei Mal vor³⁾ gegenüber ungezählten Malen, in denen einfach von seniores der Eingeborenen die Rede ist, und zweitens gebraucht Heinrich den Ausdruck senior bei allen Gelegenheiten und im allerweitesten Sinne, um Führer oder Haupt eines Volkes, einer Kommune, eines Heeres u. dgl. zu bezeichnen; so spricht er von den seniores der Russen (22, 5), so nennt er wiederholt die Führer des Kreuzheeres seniores der Deutschen⁴⁾, so sagt er endlich an einer Stelle ausdrücklich: „merkset und sehet es ihr Obersten (principes) der Russen oder der Heiden oder der Dänen oder auch jedwedem Volkes Älteste (seniores) zc.“ (23, 9). Aus dem

1) Meitzen, Siedelung und Agrarwesen zc. II. S. 243. vgl. S. 215.

2) A. v. Bulmerincq, „Sine ira et studio.“ Sitzungsberichte der Gesellschaft für Gesch. und Alterthumskunde d. Ostseeprovinzen von 1894. S. 140.

3) Heinr. Chron. Livv, 4, 4 14, 10.

4) 23, 9 wird Herzog Albert von Sachsen senior genannt.

Gebrauche des Wortes senior bei Heinrich dürfen wir also weder den Schluß ziehen, daß damit die Familien- oder Geschlechts-Ältesten im südslavischen Sinne gemeint sind¹⁾, noch daß Heinrich damit eine Vorstellung bestimmter Funktionen und Amtspflichten hat erwecken wollen. Fassen wir dagegen die dem Worte senior parallel oder analog gebrauchten Ausdrücke ins Auge, so sind wir berechtigt anzunehmen, daß sich bei sämtlichen Stämmen der Eingeborenen hervorragende Männer fanden die den Deutschen als Häuptlinge und wegen ihrer großen Zahl²⁾ zugleich als eine bevorzugte Kaste, also eine Art Aristokratie, erschienen.

Was die Funktionen der Ältesten betrifft, so tritt uns naturgemäß in Heinrichs Chronik die kriegerische Seite derselben besonders entgegen. Die Ältesten sind Heerführer; als solche befehligen sie ihre Volksgenossen auf dem Zuge und in der Schlacht³⁾, sie zetteln Verschwörungen an⁴⁾, sie schließen Bündnisse⁵⁾, Frieden⁶⁾ und Unterwerfungsverträge⁷⁾, sie stellen Geiseln oder werden selbst als solche angenommen⁸⁾.

Die Kompetenzen der Ältesten in Friedenszeiten sind weniger deutlich gezeichnet. Jedenfalls stehen sie bei ihren Landsleuten in hohem Ansehen, wie es sich tapfern Heerführern gegenüber von selbst versteht⁹⁾.

1) Die einzige Stelle in Heinr. Chron Liv., die darauf deutet, daß mit dem Ausdruck Senior das Alter bezeichnet werden soll, ist 9, 2, wo maior natu für senior gebraucht ist.

2) Ebenda 12, 6, werden 300 „ex melioribus viris ac senioribus Saecalanensis provinciae“ getödtet, und 23, 8, fallen über 100 seniores der Semgallen bei Mesolthen. Die „fere mille de melioribus“ der Döster in 21, 7 sind wohl nur die auserlesensten Krieger. —

3) Ebenda 10, 10 11, 9 12, 6 13, 5 14, 8 10 15, 1 2 3 7 9 10 19, 3 21, 2 3 26, 12 2c 2c

4) 10, 4 5 8 2c

5) 12, 6 13, 5 26, 7 27, 3 2c

6) 21, 5 23, 2 6 7 8 24, 5 2c.

7) 23, 7.

8) 4, 4 10, 9 14 18, 7 30, 5

9) Ebenda 2, 10. 1199 retten im Livenslande zurückgebliebene Kaufleute ihr Leben durch Geschenke an die seniores. Als 1209 die Christen den Gesandten Mobrاند tödten wollten, verhinderten es „quidam ex senioribus“ 14, 5. Welchen Einfluß Caupo hatte geht aus 16, 3 hervor; seine Bedeutung 21, 4.

Von den Deutschen werden sie auch im Frieden als Vertreter ihres Volkes betrachtet; mit ihnen werden staatsrechtliche Fragen verhandelt, sie werden zu Verträgen mit fremden Mächten herbeigezogen¹⁾. Sie mögen als angesehenen Männer, die das allgemeine Vertrauen genossen, auch als Richter fungirt haben; aus ihrer Mitte wurden von den Deutschen Richter eingesetzt, die den landesherrlichen Vögten zur Hand gingen und aus denen sich das später zu besprechende Institut der Rechtsfinder entwickelte²⁾. Man muß sich aber die richterlichen Funktionen der Ältesten nicht als geordnet vorstellen, wie ja überhaupt alle staatlichen Gebilde durchaus ungeordnet waren. Sie werden in den mehrfach erwähnten Volksversammlungen³⁾ präsidirt und größere Streitfragen mit Hilfe der Volksgenossen entschieden haben. Da von geordneten Rechtsbegriffen keine Rede sein kann, da überall Selbsthilfe eintrat: Blutrache, Raub, Recht des Stärkeren⁴⁾, so können die Ältesten nur kraft ihres persönlichen Ansehns, getragen vom Volkswillen, vermittelnd oder ordnend gewirkt haben.

An ein geregelttes Herrschaftsverhältniß haben wir nach alledem kaum zu denken.

Es fragt sich nun ob die Seniorenwürde, wenn auch nicht *de jure*, d. h. verfassungsmäßig, so doch *de facto* erblich war oder nicht. Ich möchte mich dafür aussprechen. Mehrfach wird berichtet, daß Söhne oder Brüder eines Ältesten in die Stellung ihrer verstorbenen Verwandten einrückten⁵⁾, und sehr häufig werden „die Verwandten und Freunde“ (*cognati et amici*) eines Seniors

¹⁾ Ebenda 1, 14 16, 2 24, 4 25, 2 26, 2 (12, 6). Die Wichtigkeit der *seniores* in Heinrichs Augen geht auch aus dem Lobliede auf d. heil. Jungfrau 25, 2 hervor. —

²⁾ Ebenda 29, 7 und Vertrag des Meisters Andreas von Belven mit den Desefern. 1241. Vgl. Livl. Urk. Buch. I. 169 u. III. 169a. vgl. ferner das. I. 249, 250, 253, 285 zc.

³⁾ Ebenda 2, 8 10, 4 5 12, 6 13, 5

⁴⁾ Ebenda 10, 15.

⁵⁾ Ebenda. Talibald und seine Söhne Ramcko, Drivinalde und Waribule 19, 3 zc. zc. Die Söhne scheinen schon zu Lebzeiten des Vaters Älteste gewesen zu sein. — Anipeme, Bruder des Lembitu 21, 5.

erwähnt¹⁾, woraus sich schließen läßt, daß die „Sippe“ eines solchen in den Augen der Stammesgenossen einen besonderen Rang behauptete. Bis zur Entwicklung einer erblichen Fürstentumswürde ist aber noch ein weiterer Schritt. Durch persönliche Tüchtigkeit, vor Allem Tapferkeit und Stärke, wohl auch durch Weisheit, ragen die Häuptlinge über den freien Volksgenossen empor; vielleicht auch durch Reichthum, durch großen Grundbesitz, denn von mehreren Aeltesten wissen wir, daß sie bedeutende Ländereien ihr eigen genannt haben, so vom Liven Gaupeo und vom Letten Talibald und dessen Söhnen, die ihrerseits großen Landbesitz hatten²⁾. Wenn, was selten geschieht, der Besitz näher bezeichnet wird, so treten uns alle Merkmale eines Bauerngutes entgegen: Acker, Bienenbäume, Badstuben³⁾. Wir haben uns diese Besitzungen der Aeltesten mithin als große Bauerhöfe zu denken, die je nach der Siedlungsweise des Volksstammes allein oder in einem Dorfe neben den Höfen anderer Volksgenossen lagen. Der Reichthum bestand in erster Linie in Ackern, zahlreichen Heerden und Bienenbäumen, daneben in angesammeltem Edelmetall, Familienschmuck, Waffen und dgl.⁴⁾.

Wenn wir aus diesen Betrachtungen auch kein ganz abgeschlossenes Bild von dem Wesen und der Stellung der Aeltesten erhalten, so geht doch aus ihnen unabweisbar hervor, daß wir die Merkmale einer ständischen Gliederung vor

¹⁾ Ebenda 14, ₅ 15, ₇ 19, ₃ 26, ₁₂ Gaupeo's Sohn Berthold und Schwiegerjohn Wane („vir fortis et virtuosus“) 14, ₈. Die Brüder Noboam und Boko 21, ₃ 2c.

²⁾ Ebenda 10, ₁₃ (11, ₃) 21, ₄ Talibald von Tolowa (18, ₃) saß in Iricatua (15, ₇ 17, ₂ 18, ₃), sein Sohn Drivalde am Astitjerwe (23, ₉). Die Entfernung von Iricatua, wenn man das Ordensschloß Iricaten oder auch die Burg Beverin (12, ₆) am Waidau-See (vgl. Bielenstein, Grenzen S. 78) als Ausgangspunkt nimmt, bis zum Astitjerwe (Burtneck-See) beträgt in der Luftlinie ca. 20 Kilom. Vielleicht befanden sich die Besitzungen des Kameko (vgl. Livl. Urk.-Buch I, 70 und Perlbachs Berichtigungen dazu in Mittheil. a. d. livl. Gesch. Bd. 13 S. 5 u. 13) zwischen den Söhnen des Vaters und des Bruders.

³⁾ Ebenda 10, ₁₃ 19, ₃

⁴⁾ Reichthum der Familie Talibalds an Geld vgl. Heinr. Chron. Liv. 18, ₅ 19, ₃. Ueber die Wohnsitze der Aeltesten wird bei Besprechung der Heidenburgen und der Siedlungsweise noch die Rede sein.

uns haben. Die Aeltesten und ihre Sippe standen sozial höher als die große Masse des Volkes. In einen privilegierten Stand, einen Adel im modernen oder auch nur mittelalterlichen Sinne, müssen wir dabei nicht denken. Wir haben — meines Wissens — kein einziges Zeugniß dafür, daß ein persönliches Abhängigkeitsverhältniß zwischen den Aeltesten und dem Volke oder auch nur einem Theile desselben bestanden habe. Wir finden keine Spuren persönlicher Unfreiheit. Alle Volksgenossen waren Freie. Die zahlreichen Sklaven waren Kriegsgefangene oder Kaufsklaven, also jedenfalls Fremde.

Der Grundsatz der Gleichheit aller Volksgenossen, die sich in der persönlichen Freiheit ausspricht, muß also im Auge behalten werden; aber es ist nothwendig, daß soziale Unterschiede überall da entstehen müssen, wo der Sohn vom Vater nicht nur dessen Ansehen, sondern auch dessen Privatvermögen erbt. Diesen Vorgang kann auch ursprüngliche soziale Gleichheit nicht hindern. Angenommen auch, die Volksgenossen eines demokratischen Gemeinwesens wählen in Zeiten der Bedrängniß einen Mann zum Führer oder Häuptling, der sich nur durch Tapferkeit, Stärke oder Klugheit auszeichnet, der also außer diesen idealen Gütern nichts sein eigen nennt, so kann sich doch dieser Zustand nach jedem glücklichen Feldzuge vollständig ändern; der Löwenantheil der Beute fällt ihm zu, er verwandelt ihn daheim in Grundbesitz und Heerden. So wird aus dem tapferen Emporkömmling ein Besizender und im Laufe einer ruhmreichen Epoche vielleicht ein reicher Mann. Er vererbt seinen Kindern nicht nur den Ruhm seines Namens, sondern auch das Ansehen und die Macht, welche Reichthum überall und zu allen Zeiten gewährt. Er wird der Ahnherr eines vornehmen Geschlechts.

Daher spricht Heinrich von *meliores, primores, nobiles* und *divites* der Eingeborenen¹⁾. Die Prägnanz der Ausdrücke läßt ja Manches zu wünschen übrig, aber wir verstehen, daß damit eine sozial über der Masse des Volkes stehende Gruppe, die Aeltesten und ihre Sippe, bezeichnet werden soll.

¹⁾ Im Gegensatz zu den „Reichen“ (*divites*) wird auch einmal ein „Armer“ (*pauperem quendam de castro Holme*) erwähnt, der sich bestechen läßt. *Heinr. Chron. Liv.* 10, ₂

Nochmals muß aber betont werden, daß wir unter den Ältesten keine Fürsten, sondern nur Häuptlinge — etwa Wojewoden — zu verstehen haben. Sie waren *primi inter pares*. An einer Stelle nennt Heinrich einen Ältesten ausdrücklich *rusticus*, also Bauer¹⁾, und damit hat er, meinem Gefühle nach, das Richtige getroffen; die *seniores* oder Ältesten sind nichts Anderes gewesen, als die Angesehensten, Tüchtigsten und Reichsten in einem Volke kriegerischer Bauern.

V.

Wie uns in Heinrichs Chronik die Häuptlinge zunächst als Heerführer entgentreten, so erscheinen auch die Eingeborenen hauptsächlich als Krieger, so daß wir von ihrem *Kriegswesen* weit besser unterrichtet sind, als von ihren sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen.

Die verschiedenen Völkerschaften Alt-Livlands befanden sich bis zum 13. Jahrhundert in fast ununterbrochenem Kriegszustande²⁾. Nicht nur die mächtigen Nachbarn, vor Allem die Russen und Lithauer, dann auch die Dänen und Schweden, beunruhigten sie, auch unter sich lebten sie in beständiger Feindschaft. Heinrich berichtet uns, daß die Semgallen immer Feindseligkeiten hatten gegen die Liven von Treiden (10, 10). Von den Letten erzählt er, daß sie durch die Lithauer oft verheert und von den Liven immerdar unterdrückt wurden, gleichwie auch von den Ehsten (11, 7 12, 6). Desgleichen schildert Heinrich blutige Raubzüge der Ehsten wider die Liven und umgekehrt. Sogar die einzelnen Stämme eines Volkes bekriegten sich untereinander, wie wir oben gesehen haben.

Als die kriegstüchtigsten und mächtigsten erscheinen uns, abgesehen von den Lithauern, vor welchen sogar die Russen nach Heinrichs Bericht zu fliehen pflegten wie die Hasen vor dem Angesichte der Jäger (13, 4), die ehstnischen Stämme, ganz besonders die Deseler und Harrier, während die Wierländer und

1) Ebenda 24, 5 „rusticus, qui fuit senior eorum.“

2) Ebenda 29, 1. Vgl. über die ununterbrochenen Kriege der Germanen des Tacitus: D. Seef, „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“. Berlin 1895. I, S. 193.

Nervier zahlreicher als die übrigen Ehsten genannt werden (26, 5). Unter den lettischen Stämmen zeichnen sich die Semgallen als tapfer aus¹⁾; die Lettgallen dagegen waren „demüthig und verachtet“ und wurden von sämtlichen Nachbarn: Russen, Lithauern, Liven und Ehsten verfolgt und unterdrückt.

Die Entstehung der meisten Kriege ist unzweifelhaft in der Gier nach Beute zu suchen; ein solcher Raubkrieg zog naturgemäß einen Rachezug des beraubten Volkes nach sich. Falls die kriegsführenden Stämme sich einigermaßen gewachsen waren, konnte auf diese Weise zwischen ihnen ein immerwährender Kriegszustand entstehen. War der eine Stamm offenbar schwächer und weniger kriegstüchtig als der andere, so war er gezwungen die Ueberfälle, so gut es ging, abzuwehren, ohne sie regelmäßig vergelten zu können, ja es konnte ein oberflächliches Abhängigkeitsverhältniß entstehen, das sich in Tributpflichtigkeit und Heeresfolge äußerte. Bei günstiger Gelegenheit, etwa wenn die Unterdrückten in auswärtige Händel verwickelt waren, versuchten die Unterjochten dann Rache zu nehmen, indem sie hinterrücks in das Land ihrer Feinde einfielen.

Sollte ein Feldzug unternommen werden, so beriefen die Häuptlinge eine Versammlung²⁾ des waffenfähigen Volkes und man berieth das Nähere, entwarf den Feldzugsplan und schickte Boten zu den Stammesgenossen, eventuell auch Gesandte zu den Nachbarvölkern. Vor dem Feldzuge, wie überhaupt vor entscheidenden Handlungen, vor einem Sturm oder Ueberfall, wurde der Wille der Götter durch's Loos erforscht. Fiel das Opferthier beim Zuschlagen nach rechts, so waren die Götter dem Unternehmen günstig gesinnt, die linke Seite dagegen bedeutete Unglück³⁾. War die Antwort der Götter günstig und trafen Zusagen von Stammesgenossen oder Nachbarn ein, so verschwor man sich zu gemeinsamem Vorgehen durch eine symbolische Handlung, welche Heinrich „Schwertertreten“ nennt⁴⁾. Alsdann versammelte sich das

1) Vgl. Heinr. Chron. Livv. 23, 4 u. 8.

2) Vgl. Ebenda 10, 4 5.

3) Ebenda 15, 3. Vgl. 12, 2 14, 5 20, 2 23, 6. Vgl. unten die Abhandlung über religiöse Vorstellungen der Eingeborenen.

4) 16, 3 vgl. 12, 6 14, 8 „gladiorum calcatione“.

Volkshcer, die „malewa“¹⁾, an einem bestimmten Orte und der Zug in das feindliche Land begann.

Meist bestanden die Kriegszüge in plötzlichen Ueberfällen des ungewarten Feindes, da es ja hauptsächlich auf Raub und Beute, Plünderung und Verwüstung abgesehen war, doch finden wir auch formelle Absage durch symbolische Handlungen: man bedrohte sich gegenseitig mit Speeren oder warf einen solchen in einen Strom²⁾.

Die Feldzüge wurden fast immer im Winter unternommen. Heinrich sagt ausdrücklich, daß die Heiden meist um die Fastenzeit, also im Februar, ihre Heerfahrten anzustellen pflegten³⁾. Der Mangel an Heerstraßen, die riesigen undurchdringlichen Wälder und vor Allem die vielen unpassirbaren Moräste machten einen Feldzug in einer anderen Jahreszeit, als im Winter, wo Schnee und Eis natürliche Wege schufen, höchst schwierig, ganz besonders solche Unternehmungen, bei denen, wie wir sehen werden, Schnelligkeit der Bewegung die Hauptsache war. Sogar die deutschen Eroberer unterwarfen sich aus diesen zwingenden Gründen den Unbilden eines Winterfeldzuges⁴⁾, auch sie haben ihre größeren Unternehmungen meist im Winter ausgeführt.

Das Heer bestand bei den meisten Völkerschaften aus Reiterei und Fußvolf. Als Reitervolf werden die Lithauer besonders hervorgehoben, doch scheinen sie stets auch Fußvolf auf Schlitten mitgeführt zu haben⁵⁾. Auch die Reiterei der Ehsten, vor Allen der Deseler und Terwier, wird vielfach genannt⁶⁾. Lithauen, Desel und Terwen zeichnen sich ja auch heute noch durch Pferde-

¹⁾ Ebenda 9, 3 19, 9 20, 2 23, 7.⁴ malewa, vielleicht ein altesthmisches Wort; in Livland für „Aufgeboot, Heeresfolge“ bis ins 16. Jahrh. gebräuchlich.

²⁾ Ebenda 12, 6 17, 2.

³⁾ Ebenda 9, 1. Vgl. 15, 7 30, 3 auch 10, 14. Die Chronik Heinrichs berichtet aber auch von zahlreichen Unternehmungen in den andern Jahreszeiten. Nicht selten werden dann die Schwierigkeiten betont, welche durch die ungünstig: Jahreszeit entstanden, z. B. 12, 2 15, 7.

⁴⁾ Vgl. Ebenda 22, 9.

⁵⁾ Ebenda 9, 1 11, 5 12, 6. Schlitten: 9, 4 11, 5.

⁶⁾ Ehsten: 12, 6 15, 3. Deseler: 15, 3 21, 7 23, 9. Terwier: 23, 7. Vgl. Livländische Heimchronik. Herausgegeben von Leo Meyer. Dorpat 1876. S. 1122 f.

zucht aus. Bei den Lettgallen erwähnt Heinrich nur des Fußvolkes¹⁾, wie er überhaupt von dieser friedfertigen Nation, die sich sofort den Deutschen angeschlossen, weniger kriegerische Einzelheiten giebt, doch wissen wir aus der livl. Heimchronik, daß auch bei ihnen, sogar bei den Frauen, die Sitte des Reitens verbreitet war. Bei vielen germanischen Stämmen gab es bekanntlich eine aus Reiterei und Fußvolk zusammengesetzte Truppe. Der Fußgänger klammerte sich an die Mähne des Pferdes oder saß unter Umständen hinter dem Reiter auf, wodurch eine große Beweglichkeit dieser gemischten Truppe erreicht wurde. Von einem solchen Brauche finden wir bei den livländischen Eingeborenen keine Spuren; es scheint daß zur Erhöhung der Marschnelligkeit das Fußvolk auf Schlitten gesetzt wurde²⁾.

Die Bewaffnung war mangelhaft; sie bestand mit Ausnahme des Schildes in Trugwaffen, so daß Heinrich die Eingeborenen wiederholt „ungewappnet“ (inermes) nennt³⁾. Der Schild, welcher bei den Desefern zwei Mal erwähnt wird und auch sonst gelegentlich bei Liven und Letten, war wahrscheinlich nur aus Holz oder aus Flechtwerk und Leder⁴⁾. Die Schilde der Kuren werden uns genau beschrieben; sie bestanden aus hölzernen Tafeln, zusammengesetzt aus zwei Brettern und gestützt durch eine hirtentstabartige Keule⁵⁾. Von den Trugwaffen wird am häufigsten die Lanze erwähnt, die in der Schlacht meist als Wurfspeer gebraucht wird; daneben giebt es besondere Wurfstäbe oder Wurfspeulen⁶⁾. Die zweite Hauptwaffe war das Schwert. Die Desefer, deren Kriegsweise uns am Ausführlichsten geschildert wird, führten ferner:

1) 14, 8, dagegen Heimchron. B. 9230. Vielleicht ist Heinr. Chron. Livv. 23, 9 lettische Reiterei gemeint.

2) Ebenda 9, 4 vgl. oben: Lithauer.

3) Ebenda 7, 7 10, 12 (Liven und Ehsten).

4) Ebenda 15, 3 23, 9 (Desefer). Liven und Letten schlagen Schwert und Schild aneinander. 15, 7 28, 5 Vgl. auch J. B. Solzmayer „Dziliana I. Das Kriegsweisen der alten Desefer“, Arensburg 1868. S. 14 (nach Heinr. 15, 7).

5) Ebenda 14, 5.

6) Wurfstab (pedum) der Lithauer. Heinr. Chron. Livv. 12, 2, der Desefer 19, 5. Vgl. Heimchron. B. 10705, wo die Wurfspeulen („klupfel“) der Semgallen erwähnt werden.

Keulen, Beile, Bogen und Steinschleudern ¹⁾, deren Gebrauch wir auch bei den übrigen Völkerschaften voraussetzen können.

Die Qualität der Waffen muß sehr gering gewesen sein; sie werden von den Deutschen nicht einmal als Beute betrachtet ²⁾. Größtentheils bestanden sie aus Holz und Eisen, doch können wir aus Funden in Heidenburgen und auf dem Schlachtfelde von Skarmel (1266) schließen, daß noch im 13. Jahrhundert Streitärzte aus Stein gebraucht worden sind ³⁾. Sobald es der prähistorischen Forschung gelungen sein wird, die zahlreichen Funde aus Gräbern, Heidenburgen und sog. Kjökkenmöddingern chronologisch und ethnologisch wirklich sicher zu bestimmen, wird unsere Kenntniß der Waffen und Geräthe noch bedeutend erweitert werden. Bis dahin müssen wir uns mit dem Wenigen aus Heinrichs Chronik begnügen.

Nachdem sich das Heer an einem zuvor bestimmten Orte, etwa einem größeren Dorfe oder einer Burg versammelt hatte, rückte man ohne besondere Ordnung, solange man in Freundesland marschirte, vor. Auf der letzten Nacht, in der Nähe der feindlichen Grenzen, ordnete sich dann das Heer ⁴⁾. Heinrich nennt diese Versammelungs- und Lagerplätze mit einem autochthonen Worte „maja“, was ursprünglich sowohl im Lettischen als im Estnischen Heimstätte, Haus bedeutet ⁵⁾.

War das Heer geordnet, so galt es, so schnell wie möglich in das feindliche Gebiet einzufallen. Dieses war nicht so einfach. Meist umgaben breite Wald- und Sumpfgürtel die Siedelungen. Es gab nur wenige und schmale Wege, die außerdem häufig durch

¹⁾ Heinr. Chron. Liv. 18, 8. Keule (clava) und Beil, Bogen und Schleuder 19, 5

²⁾ Ebenda 28, 6, wo bloß die Waffen der mit den Esten verbündeten Luffen als Beute angesehen werden. Dagegen 9, 4 werden auch die Waffen der Lichauer als Beute betrachtet.

³⁾ Vgl. Grewingk, Runda. S. 54 f. Holzmayer „Dziliana I.“ S. 9 (N. 6). Vgl. auch: V. Hehn „Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach — — — Europa.“ Berlin 1877. S. 501.

⁴⁾ Heinr. Chron. Liv. 12, 6.

⁵⁾ Ebenda 15, 7 23, 7 u. 9. Estnisch: maja, Lettisch: mahja Haus, Herberge, Heimstätte, livisch: mai und moi Nachtlager. Vgl. E. Fabst, Heinrichs von Lettland Livl. Chronik S. 154. Ann. u. L. Meyer, Esten und Esten-Land b. i. Heinrich d. Letten S. 11.

tiefen Schnee die Fortbewegung des Heeres hemmten, indem sie die Krieger zwingen in langer Reihe, einer hinter dem andern, einherzuziehen ¹⁾. Zudem wurden die Ausgänge der Wege durch Wächter und Kundschafter gehütet ²⁾. Entdeckten diese rechtzeitig den Anmarsch der Feinde, so eilten sie in die Dörfer der Ihrigen und ihr Warnruf verbreitete sich rasch von Dorf zu Dorf. Gelang es aber den Feinden die Wächter zu überrumpeln oder gleichzeitig mit ihnen in die Dörfer einzudringen, so begann ein schreckliches Blutbad. Unbarmherzig wurden die Männer niedergemetzelt, Weiber und Kinder gefangen, die Höfe niedergebrannt, das Vieh fortgetrieben, Alles, was irgend Werth besaß, geraubt. Schnell verbreiteten sich die Sieger über das Land, alle erreichbaren Dörfer wurden ausgeplündert und von Grund aus verwüstet.

Nach gethauer Blutarbeit verschwand der Feind so schnell, als er gekommen war. In langem Zuge, die Gefangenen in der Mitte, die Beute auf Schlitten verpackt, ging es eilig hinaus aus dem überfallenen Gebiete, denn das durch Beute beschwerte Heer hatte alle Ursache einen Ueberfall der dem Schwerte Entronnenen zu fürchten. Diese, welche nur ihr nacktes Leben gerettet hatten, warfen sich, von Rache und Blutgier dürstend, auf die Heimziehenden, sperreten ihnen durch Verhaue die schmale Straße und überfielen die in fürchterliche Enge Zusammengekeilten im Rücken und von allen Seiten ³⁾. Bei dieser Gelegenheit tödteten die Ueberfallenen gewöhnlich ihre Gefangenen, da diese in Kampf und Flucht nur hinderlich waren, ja sogar gefährlich werden konnten, wie wir aus der Erzählung Heinrichs von den Weibern der Jermier entnehmen, welche 1220 von den Deselern gefangen genommen waren, sich während eines solchen Ueberfalls befreiten und die verwundeten Feinde mit Knütteln erschlugen ⁴⁾. Gewöhnlich aber gelang es den Räubern unbehelligt heimzukehren, denn, war der

¹⁾ Ebenda 9, 3 23, 9. Wege 15, 3. Nichtwege (compendia) 9, 3. Weg längs der Küste sehr beliebt 14, 10 21, 7 u. besonders auf dem Eise des Meeres 18, 5 19, 8 9 22, 9.

²⁾ Ebenda 14, 10 „custodes viarum“ „exploratores“.

³⁾ Ebenda 9, 3 12, 4 u. 6 20, 2 2c.

⁴⁾ 23, 9 vgl. 17, 2 27, 1.

Kraubzug schnell ausgeführt, die Feinde ungewarnt überfallen worden, so hatte man die wenigen überlebenden Flüchtlinge nicht zu fürchten.

Frohlockend schlug das siegreiche Heer seine maja auf heimatlichem Boden auf. Dann wurde die Beute an Gefangenen, Vieh und sonstigen Werthgegenständen getheilt, wobei die Aeltesten ohne Zweifel den Löwenantheil erhielten, und jede Schaar zog heim in ihren Gau¹⁾. Zunächst aber konnte man sich nicht sicherer Ruhe hingeben, denn aller Wahrscheinlichkeit nach unternahm der heimgesuchte Stamm noch in derselben Jahreszeit einen Nachzug. Den Wächtern der Wege wurde verdoppelte Aufmerksamkeit anempfohlen, die Wege selbst durch Verhaue gesperrt, die Burgen in Vertheidigungszustand gesetzt, Weiber, Kinder und Vieh in denselben geborgen²⁾. (Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Ebenda 12, 6 27, 1.

²⁾ Ebenda 12, 6 13, 5 14, 8 10 15, 3 22.





Typus und Individuum in der Litteratur.

Fassen wir Geschichte in der Bedeutung von Entwicklung, so läßt sich jede historische Wissenschaft in diesem weiteren Sinne in zwei Theile zerlegen: 1) in einen rein geschichtlichen Theil, der den Gang der einzelgeschichtlichen Entwicklung schildert, und 2) in einen allgemeinen Theil, der die allgemeinen Erscheinungen zusammenfassend behandelt, die Gesetze sucht und aufstellt, die in der betreffenden einzelgeschichtlichen Entwicklung bemerkbar sind. Man könnte einen solchen allgemeinen Theil die Philosophie der dazu gehörigen Geschichtswissenschaft nennen, wie ja auch die Bezeichnung „Philosophie der Geschichte“ seit Herder häufig gebraucht wird. Ebenso könnte man auch von einer Philosophie der Kulturgeschichte, der Kunstgeschichte, der Sprachgeschichte u. s. w. reden. Aber ein Ausdruck wie „Philosophie“ in obigem Zusammenhange ist zu verschwommen, zu vieldeutig und zu leicht mißzuverstehen, als daß man ihn ohne genauere Begriffsbestimmung schlechtthin gebrauchen könnte. Denn z. B. unter „Philosophie der Geschichte“ werden gewöhnlich nicht die in der Geschichte enthaltenen Entwicklungsgesetze verstanden, sondern vielmehr die allgemeinen Lehren, die Nutzenanwendung und Moral, die sich aus dem Gange der geschichtlichen Entwicklung erschließen lassen. Ein Ausdruck wie „Philosophie der Sprachgeschichte“ könnte leicht mit „Sprachphilosophie“ verwechselt werden, während beides doch ganz verschiedene, streng auseinanderzuhaltende Begriffe sind. Erstere befaßt sich mit den sich in der

Sprachgeschichte zeigenden Entwicklungsgesetzen, letztere behandelt die allgemeinen Erscheinungen, die allen Sprachen, ganz abgesehen von ihrer geschichtlichen Entwicklung, gemeinsam sind. Mit andern Worten, die Sprachphilosophie ist weniger die Wissenschaft von den Gesetzen des Werdens, der Entwicklung in der Sprache, sondern eher die Wissenschaft von den allgemeinen Erscheinungen des sprachlichen Seins, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Jene Wissenschaft von den Gesetzen des Werdens in der Sprache könnte man zum Unterschiede von der Sprachphilosophie, und um überhaupt den vieldeutigen Ausdruck „Philosophie“ zu vermeiden, im Anschluß an den Germanisten Prof. Hermann Paul in München, besser die „Prinzipienwissenschaft der Sprachgeschichte“ nennen. Paul hat in seinem Werke „Prinzipien der Sprachgeschichte“ für diesen allgemeinen Theil der Sprachwissenschaft eine neue vortreffliche Grundlage geschaffen. In entsprechender Weise wäre auch zwischen der „Prinzipienwissenschaft der Rechtsgeschichte“ und der Rechtsphilosophie, oder der „Prinzipienwissenschaft der Kunstgeschichte“ und der Kunstphilosophie zu unterscheiden, und auch die Litteraturgeschichte ließe sich so in einen besonderen Theil, die eigentliche Litteraturgeschichte, und einen allgemeinen, die „Prinzipienwissenschaft der Litteraturgeschichte“, zerlegen, welche letztere sich zur Poetik ebenso verhält, wie die „Prinzipienwissenschaft der Sprachgeschichte“ zur Sprachphilosophie u. s. w.

Bisher ist man bei der Betrachtung der allgemeinen in der Litteratur hervortretenden Erscheinungen und Gesichtspunkte viel zu sehr ausschließlich von der Aesthetik ausgegangen, und hat dabei außer acht gelassen, daß dadurch ein — ich möchte sagen — fremdartiges Element, ein Element, das in der Litteraturgeschichte als solcher nicht enthalten ist, von außen in diese hineingetragen wird. Denn die Aesthetik als die Lehre von den Gesetzen des Schönen hat nichts mit den realen Erscheinungen der Litteratur zu schaffen, sondern stellt ideale Forderungen an diese. Die auf die Litteraturgeschichte angewandte Aesthetik untersucht die Werke der Litteratur nicht daraufhin, wie sie sind, sondern daraufhin, wie sie sein sollen; sie mißt deren Werth an dem Maßstab des sich aus den Gesetzen des Schönen ergebenden Ideals. Neben und unabhängig von dieser ästhetischen Betrachtung der Litteratur

ist eine andere Art ihrer Behandlung durchaus berechtigt, ja nothwendig, die nichts von außen her in sie hineinträgt, sondern gerade umgekehrt, von innen heraus, aus den Einzelheiten der litteraturgeschichtlichen Entwicklung, die darin enthaltenen allgemeinen Gesichtspunkte und Gesetze hervor sucht und sammelt. Auf diesem Wege kommen wir zu der schon oben erwähnten „Prinzipienwissenschaft der Litteraturgeschichte“. Sie ist eine noch zu begründende Wissenschaft; wir befinden uns hier auf einem noch sehr wenig angebauten, fast jungfräulichen Boden. Die folgenden Ausführungen sollen ein kleiner Beitrag zu dieser neuen Betrachtungsweise sein.

Gehe wir nun zu dem eigentlichen Thema übergehen, ist es vor allem nöthig, sich darüber klar zu werden, was überhaupt unter einem Typus zu verstehen sei. Vor einigen Jahren las man in den Zeitungen von einem interessanten Versuch, der in Amerika gemacht worden ist, je dreißig oder mehr Personen von gleicher Berufsart auf dieselbe Platte, immer ein Bild auf das andere, photographisch aufzunehmen, und auf diese Weise ein Durchschnittsbild aller jener Vertreter des betreffenden Berufes zu gewinnen. Das so hergestellte Bild enthielt, in rohen und groben Umrissen, nur die Züge, die allen photographierten Personen gemeinsam waren, während alle andern nur für den einzelnen eigenthümlichen Züge als unwesentlich wegfallen mußten. Die in dem Durchschnittsbild vorhandenen sind die für den betreffenden Stand typischen Züge, die in Wegfall gekommenen individuelle Züge. So gelangen wir zu dem Gegensatz zwischen dem Typischen und dem Individuellen, der das Hauptthema unserer Untersuchung bildet.

Auf die soeben geschilderte Weise versuchte man die Durchschnittsbilder von Ärzten, Lehrern, Seelenten u. s. w. zu erhalten. Je mehr Personen bei diesen Versuchen — natürlich innerhalb des Bereiches der technischen Möglichkeit — auf jedes einzelne Bild kamen, desto eher konnte man dieses auch wirklich als ein von allen individuellen Zügen freies Durchschnittsbild der betreffenden Berufsart ansehen.

Obiges Verfahren dient vortrefflich zur Veranschaulichung dessen, wie wir uns das Entstehen eines neuen Typus in der

Litteratur im Geiste des Dichters, dessen schöpferische Thätigkeit bei der Aufstellung eines solchen Typus, zu denken haben. Dieser Vorgang auf geistigem Gebiete entspricht jenem mechanischen Verfahren recht genau. Der Typus in der Litteratur entsteht in ganz ähnlicher Weise, indem bei einer Reihe gleichartiger Individuen alle rein individuellen Charakterzüge ausgeschieden, und nur die allen gemeinsamen Eigenthümlichkeiten beibehalten werden. Der Begriff des Typus läßt sich also mit dem naturwissenschaftlichen Begriff der Gattung vergleichen. Aber während dieser ein rein abstrakter Sammelbegriff ist, gewinnt der Begriff des Typus ihm gegenüber dadurch an konkretem Inhalt, daß beim Typus alle der betreffenden Menschengattung gemeinsamen Eigenthümlichkeiten in einer Persönlichkeit vereinigt werden, gleichsam Fleisch und Blut annehmen. Man könnte den Typus eine personifizierte Gattung Menschen nennen. In genauerer Weise ließe sich der Begriff des Typus etwa folgendermaßen definieren: ein Typus in der Litteratur ist der in einer Persönlichkeit dargestellte Inbegriff aller der Eigenthümlichkeiten, die einer ganzen Reihe von in irgend einer Beziehung gleichartigen menschlichen Individuen gemeinsam sind. Je nach der Beschaffenheit dieser gleichartigen Individuen kann man unterscheiden zwischen Standes- und Berufstypen, Nationalitätstypen, Charakterstypen, Alterstypen und Geschlechtstypen. Alle diese verschiedenen Arten von Typen lassen sich wieder in zahlreiche Unterarten zerlegen; außerdem können auch mehrere Arten von Typen in einer einzigen Persönlichkeit vereinigt auftreten, wie wir noch weiter unten sehen werden. Ferner lassen sich die Typen eintheilen in solche von allgemein menschlicher Art, die zu allen Zeiten und an allen Orten denkbar und möglich sind, und in Typen, die bloß eine durch rein zeitliche oder örtliche, oder zugleich zeitliche und örtliche Züge begrenzte Bedeutung haben. Die letztere Art von Typen kann keinen allgemeinen Werth, sondern höchstens ein gewisses kulturgeschichtliches Interesse beanspruchen.

Für alle in den verschiedenen Litteraturen auftretenden dichterischen Gestalten giebt es zwei Hauptarten von Quellen, nämlich 1. unmittelbare und 2. mittelbare. Die

unmittelbaren Quellen der Litteratur zerfallen wieder in a) eine innere unmittelbare Quelle: die dichterische Einbildungskraft und b) eine äußere: das unmittelbare den Dichter umgebende Leben. Die mittelbaren Quellen lassen sich auch wieder in zwei Unterabtheilungen zerlegen, in a) direkt übermittelnde: die (schriftliche oder mündliche) geschichtliche Ueberlieferung und b) indirekt übermittelnde: durch die Litteratur überlieferte Vorbilder, die selbst auf irgend eine andere Litteraturquelle zurückgehen können. Dichterische Gestalten, die so aus der Litteratur selbst abgeleitet sind, sind also gleichsam als potenzierte Litteraturgestalten anzusehen. So erhalten wir im ganzen vier Quellenarten, je nachdem die Gestalten der Litteratur freie dichterische Erfindungen, oder aus dem „vollen Menschenleben“ selbst gegriffen, oder Darstellungen von geschichtlichen Persönlichkeiten, oder endlich Nachahmungen irgend welcher litterarischer Vorbilder sind. Keine dichterische Gestalt läßt sich nur auf eine von diesen Quellen allein zurückführen; stets können mindestens zwei nachgewiesen werden; in den allermeisten Fällen lassen sich aber drei von diesen Quellen zugleich annehmen oder feststellen. Auch die unbedeutendste und geistloseste Dichtung, das armselige Nachwerk irgend eines Nachtreters selbständigerer Geister, muß, wenn es nicht bloße Abschrift eines fremden Musters ist, einen wenn auch noch so kleinen Bestandtheil eigener Erfindungsgabe des Verfassers enthalten. Auch die phantastischste, unglaublichste, abstrakteste Gestalt, die je einem Dichtergehirn entsprungen ist, knüpft in irgend einer Beziehung an die Erfahrung und somit an das wirkliche konkrete Leben, oder an irgend eine geschichtliche oder sagenhafte Ueberlieferung an. Auch der originellste und selbständigste Dichter ist in Form und Inhalt seiner Dichtungen mehr oder weniger an gewisse in seiner Kunst vorherrschende Ueberlieferungen gebunden, und somit von litterarischen Vorbildern abhängig. Keine Gestalt aus der Geschichte ist ganz ohne weiteres für die Zwecke des Dichters zu gebrauchen; sie läßt sich nicht einfach aus der Geschichte abschreiben, sondern erfährt auf dem Wege von der Geschichte zur Dichtung verschiedene wenn auch oft nur unbedeutende Veränderungen, Zusätze oder Weglassungen, die durch die Persönlichkeit des Dichters und seine

subjektive Auffassung, oder durch die aus der Ueberlieferung überkommenen Kunstgesetze der betreffenden Dichtungsgattung bedingt sind. Die geschichtliche Gestalt bedarf also auch, um in der Litteratur verwerthet zu werden, der Mitwirkung dichterischer Phantasie oder litterarischer Vorbilder.

Wenn auch, wie schon erwähnt, in jeder in einem Litteraturdenkmal uns begegnenden Gestalt sich gewöhnlich drei von jenen Quellen vereinigt finden, eine solche Gestalt also als das gemeinsame Produkt dreier Faktoren anzusehen ist, so ist doch die Stärke und der Grad der Betheiligung dieser Faktoren an ihrem Produkt auf den verschiedenen Entwicklungsstufen der Litteratur sehr verschieden.

In jeder Litteratur pflegt, bevor ein einzelner Dichter überhaupt auftritt und auftreten kann, eine Zeit der Volksdichtung vorauszu gehen, in der der Antheil des einzelnen an dem dichterischen Schaffen sich ebenso wenig nachweisen läßt, wie der einzelne Tropfen, der in den Fluß fällt, im großen weiten Meere; wo das ganze Volk dichtet, wo auch die subjektivste aller Dichtungsgattungen, die Lyrik, nur den Gefühlen einer ganzen Volksmasse Ausdruck giebt, ohne die allergeringsten individuellen Züge. Die lyrische Dichtung einer solchen Zeit besteht aus Gebeten, Opfersprüchen u. s. w., die Priester mund vor versammelter Menge, oder diese selbst zu sprechen pflegt. Auf der Grundlage dieser allgemeinen Volks- und Massenpoesie ist überhaupt erst eine individuelle Dichtung möglich, die sich zuerst nur schüchtern hervorwagt und noch ganz in den Formen jener allgemeinen Volkspoesie befangen ist, allmählich aber sich von ihren festen starren Formen loslöst, immer fecker und selbständiger auftritt und die einzelne Persönlichkeit immer mehr zur Geltung kommen läßt.

Und so sind wir wohl berechtigt zu sagen, so widersinnig es auch anscheinend klingen mag: je roher und unentwickelter eine Litteratur ist, desto größer ist die Abhängigkeit des Dichters von litterarischen Vorbildern, von überlieferten Formen; desto weniger Spielraum hat seine eigene Erfindungsgabe; desto weniger ist es ihm auch möglich, seine Gestalten unmittelbar dem Leben, unbeeinflusst durch andere Litteraturdenkmäler, zu entnehmen. Zwar ist das Menschenleben zu allen Zeiten und auf allen Kulturstufen reich genug an mannigfachen Verzweigungen und Gestaltungen,

um, wo man's auch packt, interessant zu sein und sich litterarisch verwerthen zu lassen. Und doch ist ein solcher Griff ins volle Menschenleben durchaus nicht zu allen Zeiten möglich. Im siebzehnten Jahrhundert, zu einer Zeit, als Shakspeare die englische Litteratur schon längst auf den Höhepunkt ihrer Blüthe gebracht hatte, hätte auch ein Dichtergenius höchsten Ranges sich in Deutschland durch die noch so ungehobelte deutsche Sprache, und die noch so wenig ausgebildete litterarische Technik beengt und an hohem Fluge behindert gefühlt. So lange die Form noch so große Schwierigkeiten macht, läßt sich der Inhalt noch nicht reich und tief genug gestalten; und erst wenn die dichterische Gestaltungskraft schon eine hohe Entwicklungsstufe erreicht hat, läßt sich das unmittelbare Leben selbst wirklich ausgiebig und ganz uneingeschränkt als reichste litterarische Quelle verwenden.

Eine geschichtliche Persönlichkeit unbefangen zu erfassen und objektiv zu schildern ist ebenfalls unmöglich zu einer Zeit, wo die Litteratur sich noch auf einer rohen Anfangsstufe befindet. Zu einer solchen Zeit steckt auch der begabte Dichter noch ganz in den engen Anschauungen seines eigenen Volkes und seiner Zeit, und ein auch nur annähernd richtiges Verständnis für fremde Eigenart und fremdartige Verhältnisse ist ihm unmöglich. So erklärt es sich leicht, daß der Dichter des altniederdeutschen Gedichtes „Heliand“ im neunten Jahrhundert Christus darstellt wie einen mächtigen deutschen Herrscher; die zwölf Apostel werden unter den Händen des altdeutschen Dichters ganz von selbst zu zwölf edlen Männern, die auf der Burg ihres Herrn wohnen und ihm in Treue dienen.

Ihrem Wesen und ihrer Erscheinung nach zerfallen alle in der Litteratur dargestellten dichterischen Gestalten in zwei große Gruppen, in Typen und in Individuen. Bei diesen beiden Gruppen, deren Merkmale und Unterschiede wir schon oben besprochen haben, sind nur die beiderseitigen äußersten Endpunkte reine Gegensätze; eine scharfe Grenze zwischen beiden läßt sich nur in theoretischer Begriffsbestimmung ziehen, ist aber thatsächlich nirgends vorhanden. Es giebt ebensowenig ganz reine absolute Typen, ohne irgend welche individuelle Beimengung, wie es absolute Individuen giebt, die gar keine mit andern gleichartigen Wesen

gemeinsamen, also typischen Eigenschaften besitzen. Typen ganz ohne individuelle Züge wären beim Zugreifen in nichts zerfließende wesenlose Schemen ohne feste Formen und deutlich erkennbare Umrisse, bloße abstrakte Allegorien, wie die als Personen auftretenden Tugenden und Laster in der „Moralitäten“ genannten Dramengattung des französischen und englischen Mittelalters; ihre Worte und Handlungen wären genau schematisch vorgezeichnet und rein schablonenhaft. Kurz, einem solchen Typus würde alles das fehlen, was für eine Persönlichkeit wesentlich ist; die Eigenschaft der Persönlichkeit aber, die, wie wir oben gesehen haben, ein nothwendiger Bestandtheil des Typusbegriffs ist, macht es unbedingt erforderlich, daß jeder Typus wenigstens mit einigen individuellen Zügen ausgestattet werde. Gerade diese und nur diese sind das wesentliche Merkmal der Persönlichkeit; sie allein rufen auch am Typus den Eindruck der Lebenswahrheit in uns hervor. — Noch viel weniger ist ein Individuum denkbar ohne wenigstens einige Eigenschaften, die sich auf eine Allgemeinheit beziehen lassen, ein Individuum, das sich nicht in irgend einer Hinsicht mit ähnlichen Wesen vergleichen läßt und somit typische Eigenschaften an sich hat. Wenn wir also zwischen Typen und Individuen unterscheiden, so hat eine solche Unterscheidung nur relative Bedeutung, indem bei einigen Gestalten in der Litteratur die typischen, bei andern die individuellen Züge vorherrschen.

Hier bemerken wir nun bedeutsame Unterschiede in dem Verhältnis der verschiedenen Litteraturgattungen zu dem Typischen und dem Individuellen, Unterschiede, die in dem Wesen der einzelnen Litteraturgattungen begründet sind: die typischen Gestalten überwiegen in den Litteraturgattungen, die das Leben des gewöhnlichen Durchschnittsmenschen zum Gegenstande haben, also im sogenannten „bürgerlichen“*) Drama, im „bürgerlichen“ Epos und Roman. Ganz besonders wichtig sind die Typen für alle Zweige der komischen Litteratur, soweit diese das Alltagsleben behandelt.

*) Ich gebrauche hier den Ausdruck „bürgerlich“ in Ermangelung eines besseren, weil er sich einmal in der Litteraturgeschichte eingebürgert hat, und bemerke dabei ausdrücklich, daß ich damit nicht nur das Leben der mittleren und unteren Stände, sondern das Alltagsleben der Durchschnittsmenschen überhaupt, also auch der oberen Gesellschaftsklassen, bezeichnen will.

In den Dichtungen aber, die sich auf geschichtlicher Grundlage aufbauen, also im geschichtlichen Drama, im Heldenepos und im geschichtlichen Roman, sind die Individuen in der Mehrzahl. Weil die Sage nichts anderes ist, als die sich in dichterische Formen fleidende Geschichtsauffassung eines noch in den Anfängen der Kultur stehenden ganzen Volkes, oder in späterer Zeit, auf höherer Kulturstufe, nur der naiv denkenden und empfindenden unteren Volksschichten, sind auch die in der Litteratur auftretenden sagenhaften Persönlichkeiten eher zu den Individuen als zu den Typen zu rechnen.

Die Ursachen für dies Ueberwiegen der Typen einerseits, der Individuen andererseits sind leicht aufzudecken. Als Helden der Dichtungen, die ihre Stoffe der geschichtlichen Ueberlieferung entnehmen, werden meistens die großen Gestalten der Geschichte verwandt. An einer großen Persönlichkeit interessiert uns aber gerade das Individuelle, theils weil dieses gerade sie vom Durchschnittsmenschen unterscheidet, und den Kern ihrer Größe ausmacht, theils weil auch das, was an ihr gewöhnlich und unbedeutend ist, durch den Glanz, der von der ganzen Persönlichkeit ausstrahlt, mitverklärt, durch die mächtige Wirkung der gesammten Persönlichkeit in eine höhere Sphäre emporgerückt wird. Umgekehrt interessiert uns der *Altagsmensch* als Individuum garnicht; nur diejenigen Seiten seines Wesens ziehen unsere Aufmerksamkeit an, in denen wir irgend eine Beziehung auf eine Allgemeinheit entdecken können, also, mit andern Worten, an einem unbedeutenden Menschen sind nur die *typischen*, nicht die individuellen Eigenschaften allgemeiner Beachtung werth.

Auch der kleinste Zug aus Bismarcks Leben, jedes Wort, das er spricht, und jede wenn auch noch so alltägliche Handlung, die er vornimmt, wird in der Presse ausführlich berichtet; alle Schilderungen, die mit seiner wuchtigen Persönlichkeit in Zusammenhang stehen, dürfen sicher sein, ein millionenfaches Lesepublikum zu finden. Ein gewöhnlicher, den Durchschnitt in keiner Weise überragender Tagelöhner wird hingegen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise kaum in irgend einer andern Hinsicht fesseln können, als insofern er sich als sozialer Typus auffassen und verwerthen läßt.

Im Alltagsleben sind es gerade die Fehler und Schwächen des einzelnen Menschen, die sich am ehesten und leichtesten auf eine Allgemeinheit beziehen lassen; gerade diese fallen dem Betrachter des großen menschlichen Ameisenhaufens als hervorstechendste gemeinsame Eigenthümlichkeiten all der vielen Einzelwesen zuerst und am stärksten auf. Die menschlichen Fehler und Schwächen eignen sich so ganz besonders zu einer typischen Behandlung. Kein Wunder, daß gerade der Zweig der Litteratur, der alle jene Fehler und Schwächen zum Gegenstande hat, sie entweder mit bitterem Spotte geißelt, oder sich mit gutmüthigem Humor über sie lustig macht, kein Wunder, daß gerade die komische Litteratur an typischen Gestalten am reichsten ist.

Aus dem Obigen läßt sich nun die durch Erfahrung gewonnene Regel aufstellen, daß der dramatische, epische, oder Romanheld, wenn eine bedeutende Persönlichkeit in ihm dargestellt werden soll, möglichst reich mit individuellen Zügen ausgestattet sein muß, um eine starke Wirkung auszuüben. In den Zweigen der dramatischen und epischen Dichtung aber, die ihre Stoffe aus dem bürgerlichen und Volksleben schöpfen, ganz besonders in der komischen Litteratur, soweit ihre Gestalten dem alltäglichen Leben abgelauscht sind, sind die typischen Charaktere am wirksamsten. Hier soll oder darf das Typische über das Individuelle überwiegen; die feine Kunst des Dichters zeigt sich aber gerade hier in der richtigen Mischung beider Elemente, da der Typus einen Zusatz von individuellen Zügen, wie schon hervorgehoben wurde, bis zu einem gewissen Grade nicht entbehren kann, um den Eindruck der frischen Lebendigkeit, der Persönlichkeit mit Fleisch und Blut, zu erwecken*).

Der Bösewicht war in der englischen Litteratur vor Shakspeare eine durchaus typische Gestalt. Es ist eine psychologisch merkwürdige Thatsache, daß unsere abendländischen Kulturvölker das Schlechte so gern mit dem Gluch des Lächerlichen umkleiden. Es liegt offenbar ein gewisser Trost für die arme, durch das Be-

*) Ein anderes Mittel, Einformigkeit in der Gestaltung gleichartiger Typen zu vermeiden, ist ihre möglichst mannigfaltige Spaltung und Scheidung in Untereinheiten, wobei die verschiedensten Gesichtspunkte und Eintheilungsgründe von mehr oder weniger nebensächlicher Bedeutung in Betracht kommen können.

wußtsein von Sünde und Schuld bedrückte und gequälte Menschenseele darin, sich über all dies Elend mit überlegenem Humor hinwegzusetzen, indem man die Figur, die nach christlicher Auffassung die Personifikation und zugleich der Urheber alles Bösen in der Welt ist, mit Spott und Hohn übergießt. So macht der Teufel in der mittelalterlichen Litteratur des Abendlandes fast immer einen durchaus lächerlichen Eindruck. Man braucht nur in die deutschen Volksmärchen einen Blick zu werfen, um zu sehen, wie häufig er überlistet wird und in die Klemme geräth. Aus solchen Vorstellungen stammen noch heute übliche Ausdrücke, wie „armer Teufel“, „dummer Teufel“ u. s. w. Und seinem ständigen Begleiter in den englischen „Moralitäten“, dem „Laster“ (Vice) haftet die Eigenschaft der Lächerlichkeit noch viel mehr, und zwar in so hohem Grade an, daß er allmählich vollständig zum Hauptträger der Komik, zur lustigen Person des Stückes, und Vice schließlich mit Clown und Narr gleichbedeutend wird. Erst Shakespeare hat in seinem Richard III. den Bösewicht zu einem Helden nach der schlechten Seite umgestaltet, und ihn zugleich mit feinem Verständnis für die einem Helden zukommenden Eigenschaften so reich mit individuellen Zügen versehen, daß wir diesen Richard III. wohl als den bedeutendsten Bösewicht aller Litteraturen ansehen dürfen. Wie der Held nicht als Typus gezeichnet werden darf, so ist auch der Bösewicht, der ja nur eine besondere Art Held ist, nicht als Typus darzustellen; denn ebenso wie es zu wenig ist, wenn wir von einer dichterischen Gestalt weiter nichts sagen können, als daß sie ein Held ist, so ist auch der bloße Bösewicht ohne individuelle Eigenthümlichkeiten zu blaß und farblos, um einer starken und nachhaltigen Wirkung fähig zu sein. Von diesem Standpunkt aus muß ein Franz Moor, der als einer der beiden Haupthelden der „Räuber“ zugleich als Charakter der Gegenpol des andern ist, verworfen werden, eben weil er weiter nichts als ein Bösewicht und zu sehr Typus ist. Einen ähnlichen Einwand können wir gegen die Gestalt des Jago im „Othello“ erheben, obgleich dieser nicht eigentlich als Hauptheld anzusehen ist. Andere Gestalten verwandter Art sind als Mischungen von Held und Typus aufzufassen; so ist Shylock zugleich Bösewicht und Rassenotypus.

Als das hervorragendste Beispiel eines tragischen Helden, der durchaus Individuum ist, wäre vor allem *Hamlet* zu nennen. Und zwar ist dieser so reich mit individuellen Zügen ausgestattet, daß sein Wesen fast unerschöpflich scheint, daß die Auffassung seines Charakters je nach dem individuellen Standpunkte des Beurtheilers auch ganz individuell verschieden zu sein pflegt. Der Begriff des Individuums ist reicher an Inhalt, der Begriff des Typus reicher an Umfang in logischem Sinne. So muß das Individuum als verwickelter einzelner Organismus einer viel mannigfaltigeren und verschiedenartigeren Beurtheilung unterliegen als der allgemeinere, leichter verständliche Typus.

Als Beispiel eines bedeutenden Typus im Charakter- und Sittenlustspiel, das gegenüber der bloßen Situationskomik der Posse oder des Lustspiels niederer Art den Gipfel dramatischer Komik bezeichnet, sei *Tartuffe* angeführt, der berühmteste Typus eines Heuchlers in allen Litteraturen. Sein Wesen erscheint zwar durch Ort und Zeit begrenzt, denn er ist nicht schlechtthin Heuchler sondern ein echt französischer Heuchler, und noch dazu ein Heuchler, wie er nur in der Zeit Ludwigs XIV. denkbar ist, und doch enthält dieser Heuchlertypus soviel allgemein menschliche Züge, daß er auch außerhalb Frankreichs und noch heutzutage eine sprichwörtliche Bedeutung besitzt. Bekanntestes Beispiel eines englischen Heuchlers ist *Pecksniff* in Dickens' Roman „*Martin Chuzzlewit*“, ein rein englischer unserer Zeit angehörender Typus. Da es einen modernen Heuchlertypus außer in der englischen Litteratur kaum giebt, so läßt sich annehmen, daß nur in England die Heuchelei sich gegenwärtig noch der Mühe lohne. Aus den Verschiedenheiten in den Heuchlertypen eines *Tartuffe* und eines *Pecksniff* lernen wir, daß ein allgemeiner Typus, wie schon mehrfach angedeutet wurde, wieder nach Zeit, Ort und andern Umständen in zahlreiche Unterarten zerfallen kann. So ergibt sich für jeden Typus eine unendliche Fülle von in Besonderheiten sich unterscheidenden Erscheinungsformen.

Während in den Trauer- und Schauspielen, deren Mittelpunkt ein Held bildet, die Verwicklung dadurch geschieht, daß dieser Held gerade infolge seiner Heldennatur mit feindlichen Mächten in Widerstreit geräth, die der freien Entfaltung und

Bethätigung seiner kraftvollen Individualität hinderlich sind, dreht sich die Handlung des „bürgerlichen“ Dramas nicht um einen Helden im eigentlichen Sinne, und überhaupt nicht um einzelne Individuen als solche; hier sind es meistens die großen sozialen Gegensätze ganzer Gesellschaftsschichten, die aufeinander plagen, wie z. B. in Schillers „Kabale und Liebe“, Standesvorurtheile, oder Verschiedenheiten der Weltanschauung, die die Verwicklung herbeiführen. Daraus folgt, daß die Gestalten des „bürgerlichen“ Dramas nicht Individuen, sondern Typen sein müssen, typische Vertreter eines bestimmten Standes oder Berufes, oder einer bestimmten Geistesrichtung. So ist z. B. der alte „Stadtmusikant Miller“ in „Kabale und Liebe“ ein wohlgelungener Typus eines ehrlichen braven Mannes aus dem Bürgerstande, der als solcher zum Opfer aristokratischer Unmaßung und Willkür wird. Der Konsul Vernick in Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ ist ein typischer Vertreter der sogenannten „guten Gesellschaft“.

Umgekehrt im geschichtlichen Lustspiel. Hier, wie im geschichtlichen Drama und Roman überhaupt, dürfen zwar die Nebenpersonen mehr skizziert als sorgfältig gezeichnet, eher Typen als Individuen sein. Als Nebenpersonen nehmen sie unser Interesse weniger in Anspruch, und wenn es nicht erfundene, sondern wirklich geschichtliche Gestalten sind, so sind doch ihre Namen weniger wegen ihrer eigenen Bedeutung, als durch zufällige Umstände der Nachwelt überliefert; sie sind nicht hervorragend genug, um ihr geschichtliches Charakterbild dauernd vor dem alle scharfen Umrisse verwischenden Staube der Vergessenheit zu bewahren. Sie sind, mit einem Worte, keine Helden*). Aber die Hauptträger

*) Das Vorwiegen individueller Züge knüpft sich natürlich nicht an die der Geschichte entnommene Dichtung an sich, sondern, wie ich nochmals nachdrücklich hervorhebe, nur insoweit diese eine große Persönlichkeit, eine Heldennatur schildert. Daher kann das Individuelle auch ebenso wohl bei Gestalten hervortreten, die dem unmittelbaren Leben entlehnt, oder frei erfunden sind, wenn wir nur diese Gestalten als Helden aufzufassen haben. Solche frei erfundene Gestalten, freilich ohne eine sehr plastische Charakterzeichnung, sind z. B. die beiden feindlichen Brüder Don Manuel und Don Cesar in Schillers „Braut von Messina“. Ganz entsprechend haben auch die typischen Gestalten nicht in der „bürgerlichen“ Dichtung, oder in der komischen Litteratur als solcher ihren Platz, sondern nur in den Arten dieser Litteraturgattungen.

der Handlung im geschichtlichen Lustspiel dürfen keine Typen sein. Ein Typus ist ja, wie ich schon klar gezeigt zu haben glaube, niemals das Abbild einer einzelnen Person, sondern einer ganzen Gattung von Menschen. Jene Hauptpersonen wenigstens müssen Individuen sein; denn sie besitzen ja, wenn sie auch komische Züge an sich tragen mögen, doch die Eigenschaften, die den Helden ausmachen; außerdem bietet die Geschichte in den meisten Fällen so reichlichen Stoff für die Beurtheilung ihres Wesens und ihrer Eigenart, daß der Dichter sich leicht aus der Geschichte selbst ein deutliches Bild von ihrer Persönlichkeit machen kann. Als passendes Beispiel eines Helden im geschichtlichen Lustspiel sei der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in Gutzkows „Zopf und Schwert“ genannt, dieser gutmüthig polternde Soldatenkönig, der durch und durch originelles knorriges Individuum ist; denn ein Original ist stets durchaus Individuum, niemals Typus; der so komisch und dabei doch nicht lächerlich ist; denn sonst wäre er eben kein Held.

Der Unterschied zwischen der typischen und der individuellen Behandlung fällt uns besonders drastisch in die Augen, wenn wir „Wallensteins Lager“ einerseits mit den „Piccolomini“ und „Wallensteins Tod“ anderseits vergleichen. Dort das Alltagsleben des Kriegslagers, nicht ohne Beimischung von komischen Zügen, das buntbewegte Leben und Treiben der gemeinen Soldaten; hier die lange Reihe ihrer Führer, geschichtlich bekannter Persönlichkeiten, die als Freunde oder Feinde sich um die alle überragende Gestalt des Haupthelden gruppieren. So zeugt es von Schillers dichterischem Feingefühl, daß jeder einzelne Soldat des „Lagers“ das volksmäßige Abbild seines Truppenführers ist, die Soldaten also den individuellen Hauptcharakteren in den beiden andern Stücken nachgebildete Typen sind. Auch die andern Personen des „Lagers“ neben den Soldaten, der Bauer, der Bürger und der Kapuziner, sind, wie schon aus diesen allgemeinen Bezeichnungen selbst hervorgeht, durchaus typische Vertreter ihrer Stände. In den „Piccolomini“ und in „Wallensteins Tod“ aber, deren Gestalten der Geschichte entlehnt sind, überwiegen selbstverständlich die Individuen. So steht das „Lager“ zu den beiden übrigen Theilen der Wallenstein-Trilogie,

auch was das Typische und das Individuelle betrifft, in ähnlichem Verhältnis, wie das „bürgerliche“ zum geschichtlichen Drama.

Ganz entsprechend verhält sich auch das Heldenepos zum bürgerlichen Epos. Auch im Heldenepos begegnen uns vorherrschend Individuen; durchaus als solche sind die homerischen Helden Achilles, Odysseus u. s. w. aufzufassen, obwohl Nestor eher als typischer Vertreter des weisen Alters gelten könnte. Ähnlich sind auch die Helden der „Nibelungen“, Siegfried, Hagen, Gunther und Gestalten wie Aeneas, Parzival u. a. zu beurtheilen. Die Helden der großen Volks- und Kunstepen sind also meist als Individuen anzusehen, wenn auch oft die noch ungeübte Kunst der alten Zeit eine scharfe lebendige individuelle Charakterisierung vermissen läßt, und wenn auch, besonders im Volksepos, der Schwerpunkt nicht in den Charakteren, sondern in den Ereignissen liegt. Das „bürgerliche“ Epos jedoch, als dessen herrliches Muster Goethes „Hermann und Dorothea“ zu nennen wäre, erfordert seiner Natur nach vorwiegend typische Gestalten. Der Wirth zum Goldenen Löwen und seine Gattin in dem genannten Epos sind z. B. typische Vertreter des gemüthvollen kleinbürgerlichen deutschen Lebens, und zugleich ein typisches Eltern- und Ehepaar. Die strenge und leicht aufbrausende Gemüthsart des Vaters steht hierbei zu der sanften, versöhnenden und vermittelnden Natur der Mutter in schönem Gegensatz. So sind die sonst gleichartigen Typen des Vaters und der Mutter als Geschlechtstypen von einander gesondert. Dies ist auch insofern lehrreich, als wir daraus ersehen können, daß nicht nur ein einheitlicher Typus, wie der oben erwähnte des Heuchlers, sich in mehrere Unterabtheilungen zergliedern läßt, sondern daß auch in einer einzigen Persönlichkeit mehrere Typen zugleich vereinigt werden können. Ähnlich sind auch der Pfarrer und der Apotheker in „Hermann und Dorothea“ nicht allein als Berufstypen neben einander, sondern zugleich auch als Charakterstypen einander gegenüber gestellt.

Die Gestalten vieler mittelalterlichen Nitterepen nehmen eine Mittelstufe zwischen Individuum und Typus ein. Persönlichkeiten wie Gref und Zwein bei Hartmann von Aue, oder Willehalm bei Wolfram von Eschenbach lassen sich als eine

Art Zwitterwesen, halb als Helden im eigentlichen Sinne, halb als typische Vertreter des Ritterthums auffassen.

Als Beispiel einer feinen individuellen Charakteristik im geschichtlichen Roman führe ich die meisterhaft gezeichnete Gestalt des Königs Ludwig XI. von Frankreich in Walter Scotts Roman „Quentin Durward“ an. In der Persönlichkeit dieses Königs wird uns ein Charakter vor die Augen gestellt, dessen geistige Ueberlegenheit über seine Umgebung gerade in dem unföniglichen, geradezu ärmlichen Gewande, in dem der König aufzutreten liebt, nur um so schärfer hervortritt. Er ist reich an abstoßenden und widerwärtigen Zügen, oft kleinlich, und doch groß genug, um das Hauptinteresse des Romans in seiner Person wie in einem Brennpunkt zu vereinigen.

Es giebt auch eine andere Art von geschichtlichen Romanen, worin der Dichter nicht an bestimmte Persönlichkeiten der Geschichte anknüpft, sondern es ihm hauptsächlich darum zu thun ist, uns überhaupt ein wahres und getreues Kultur- und Sittenbild der betreffenden Zeit darzubieten, wobei die Personen, deren Schicksale erzählt werden, auch ganz frei erfundene Gestalten sein können. Bei dieser Art des geschichtlichen Romans, die eine Brücke zwischen dem eigentlich geschichtlichen und dem „bürgerlichen“ Roman bildet, ist auch eine typische Behandlung der einzelnen Personen möglich und zwar desto eher, je mehr die einzelnen Theile des Romans den Charakter von geschichtlichen Genrebildern annehmen. Hierbei kann man die frei erfundenen Gestalten als zur bloßen Staffierung dienende typische Vertreter ihrer Zeit auffassen. Einzelne Theile von Gustav Freytags „A h n e n“ glaube ich zu dieser Romanart rechnen zu dürfen.

Daß im „bürgerlichen“ Roman die typischen Gestalten vorwiegen, sehen wir am besten an einem so ausgezeichneten Werke wie Freytags „Soll und Haben“. Hier erblicken wir eine bunte Menge von durchaus typischen Charakteren; der deutsche Kaufmannsstand einer Provinzstadt von mittlerer Größe wird uns in einer Reihe von typischen und dabei unter sich mannigfaltig gegliederten Vertretern vorgeführt; und auch die Herren Chrenthal, Beitel Fzig u. s. w. verdienen es, als wohlgetroffene Typen des „auserwählten“ Volkes bezeichnet

zu werden. Zur Vergleichung und als Gegenbild sei hier der in der Gestalt des Mr. Dombey in Dickens Roman „Dombey und Sohn“ dargestellte Typus eines englischen Kaufmanns herangezogen, des stolzen, hochmüthigen, auf seinen Reichthum pochenden Großkaufmanns der Londoner City.

Je mehr ein Typus allgemein menschliche Züge enthält, je weniger er in seiner allgemeinen Bedeutung durch rein zeitliche oder örtliche Züge beschränkt ist, desto länger erhält er sich, ohne zu welken oder zu verbläßen, auch in der Nachwelt. Shakspeare zeigt sich uns nur in einigen komischen Typen seiner frühesten Jugenddramen noch ganz in dem engen Gesichtskreis des damaligen Englands befangen. Eine Gestalt wie der Spanier Don Adriano de Armado in der „Verlorenen Liebesmüh“, ein Vertreter des sogenannten „Cuphuismus“, jenes gezierten schwülstigen Stils, der sich, von dem „Marinismus“ der Italiener ausgehend, damals in der englischen Litteratur breit machte, kann in unseren Tagen kein objektives Interesse mehr in Anspruch nehmen, sondern nur als satirischer Typus einer Modethorheit in der Geschichte der Geschmacksverirrungen einen Platz finden. Später hat sich Shakspeare aus den Anschauungen seiner Zeit und seines Vaterlandes zu den höchsten Gebilden der dramatischen Kunst durchgerungen. Sein berühmter Zeitgenosse Ben Jonson blieb jedoch als Dramatiker zeitlebens an der heimatlichen Scholle kleben; seine damals so hoch angesehenen Werke sind für uns ungenießbar, weil ihre unzähligen zeitlichen und örtlichen Anspielungen ohne einen ausführlichen Kommentar unverständlich sind, und so einen reinen ästhetischen Genuß unmöglich machen. Er war zwar ein sehr witziger und scharfer Satiriker, aber ihm fehlten die Schwingen des Genius, die einen Shakspeare zu der erhabenen Sphäre reiner Menschlichkeit emporgetragen haben.

Daß auch rein äußere Umstände einen bedeutenden Einfluß auf die Entstehung und Entwicklung von Typen ausüben können, sehen wir an den stehenden Charaktermasken der mittleren und neueren attischen und der römischen Komödie, die die Ausbildung von festen komischen Typen zur unabweislichen Folge hatten. Diese stehenden Masken des Alterthums haben sich nicht nur in ununterbrochener Kette in den typischen Gestalten der heutigen

italienischen Volkskomödie, dem Harlekin, Pollicinell u. s. w. fortgesetzt, sondern auch durch das Bindeglied des Humanismus sehr befruchtend an der Ausbildung des kunstmäßigen Lustspiels unserer modernen Kulturvölker mitgewirkt.

Von den erwähnten vier Hauptquellen für alle in der Litteratur begegnenden Gestalten kommen Geschichte und, in größerem oder geringerem Zusatz, eigene Erfindungsgabe des Dichters, vorzugsweise für die Individuen in Betracht, soweit es hier überhaupt möglich ist, Grenzen zu ziehen; für die Typen dagegen sind das unmittelbare Leben und litterarische Vorbilder von größerer Wichtigkeit*). Die meisten Typen entsprechen nicht allein, mit mehr oder weniger Ähnlichkeit, irgend einer im wirklichen Leben vorkommenden Menschengattung, sondern haben zugleich gewisse fest überlieferte Züge an sich, die sich durch Nachahmung forterben.

Je mehr ein Typus sich mit seinen im wirklichen Leben vorhandenen Originalen, der Gattung Menschen, die er darstellen soll, deckt, je mehr wir ihn als naturgetreu und lebenswahr empfinden, desto mächtiger ist seine Wirkung auf uns. Oft wird durch einen glücklichen Griff ins volle Leben ein neuer Typus geschaffen, und wenn es seinem Schöpfer gelingt, dem neuen Stoff auch eine recht kräftige in die Augen fallende Form zu geben, so kann er eines großen Erfolges sicher sein. Aber gerade der Erfolg lockt die Nachahmer an, wie das Licht die Motten. Jede litterarische Neuschöpfung, die einen bedeutenden Erfolg erlebt hat, pflegt eine Zeit lang unermüdlich, mit mehr oder weniger Geschick, oft ganz blindlings, nachgeahmt zu werden. Die Nachtreter betreiben ihr Handwerk gewöhnlich noch immer mit großem Eifer, wenn der betreffende Typus unterdessen schon längst veraltet ist und die ihm im Leben entsprechenden Originale überhaupt nicht mehr vorkommen. Während das Leben seine Formen ewig wechselt

*) Es kann allerdings auch ein hervorragendes Individuum aus dem Leben der unmittelbaren Gegenwart dichterisch behandelt werden, aber einem solchen Individuum müssen wir dann jedenfalls auch geschichtliche Bedeutung zuschreiben. Ein solcher Fall würde z. B. vorliegen, wenn jemand Bismarcks Persönlichkeit jetzt dichterisch verwerthen wollte. Dieser Fall ist also nur scheinbar eine Ausnahme.

und umgestaltet, hält also der Typus in der Litteratur nicht Schritt mit diesen Veränderungen, er hat eine längere Dauer als seine Originale; wir bemerken, daß die blinde Nachahmung älterer Vorbilder ihn in eine gewisse Erstarrung der Formen verfallen läßt. Eine solche Erstarrung muß ja in jeder Kunst unvermeidlich eintreten, die nicht unmittelbar nach der Natur und nicht immer wieder auf diese zurückgreift. Nur eine stets erneute Vergleichung mit dem Leben und mit der Natur der Originale, beständige Anpassung an die ewig neuen Lebensformen, kann die Typen vor der ihnen so leicht drohenden Erstarrung bewahren. Außerdem dürfen wir nicht vergessen, daß die Typen schon ihrem Wesen nach zu einer gewissen Einförmigkeit und Gleichartigkeit ihrer Formen neigen, weil auch im Leben selbst immer dieselben Typen wiederkehren. So können sich auch sehr ähnliche Typen ganz unbeeinflusst und unabhängig von einander herausbilden, wie wir dies z. B. besonders an den überraschenden Uebereinstimmungen der Typen des indischen Dramas und Shakespeares beobachten.

Der Typus des zerstreuten Professors in den „Fliegenden Blättern“ ist durchaus nicht mehr das getreue Abbild des heutigen deutschen Gelehrten. Jener Typus stammt aus einer längst vergangenen Zeit, wo der deutsche Universitätsprofessor noch in kärglichen Geldverhältnissen und in weltfremder Abgeschlossenheit nur seinen Büchern lebte, und für die praktischen Bedürfnisse der Außenwelt kein Verständnis hatte. Der Professor der Gegenwart lebt meist in behaglichen Vermögensumständen, schon deshalb, weil unsere akademische Laufbahn heutzutage für den minder Bemittelten so gut wie verschlossen ist. Diese veränderten äußeren Verhältnisse haben dem heutigen Professor auch in den meisten andern Beziehungen ein neues Gepräge gegeben, ihn vielfach zum gewandten Weltmann umgebildet, und wenn die Zerstreuung unter dem Gelehrtenthum auch jetzt noch immer, besonders unter den Vertretern der rein theoretischen, abseits vom praktischen Leben liegenden Wissenschaften, häufig genug sein mag, so ist sie doch keineswegs mehr der hervorragendste Zug im Wesen des heutigen deutschen Professors. Mindestens einseitig wird auch in den Wigblättern, die für die komischen Typen des Alltagslebens die willkommenste Heimstätte darbieten, der deutsche Student

aufgefaßt. Nicht nur der ewig durstige, jeden anrempelnde Bummler ist ein dankbarer komischer Typus des deutschen Studententhums, sondern ebenso auch der beständig „ochsende“, vor seinem Professor kriechende Streber, den die Witzblätter nicht kennen, und den der sich in der Neuzeit immer mehr verschärfende Kampf ums Dasein doch leider nicht mehr so ganz selten hervorbringt. In welcher Weise der unglückselige Typus der bösen Schwiegermutter in unzähligen gleichartigen Wizen noch immer todteritten wird, das ist schon oft rügend erörtert worden.

Aus meinen Ausführungen ergibt sich der merkwürdige Widerspruch, daß der realistische Dichter es im Allgemeinen mehr mit den eigentlich doch abstrakteren Typen zu thun hat, während die konkreteren Individuen eher im Bereich gerade des idealistischen Dichters liegen. Doch dürfen wir einen solchen Satz natürlich nur unter Vorbehalt aussprechen. Außerdem ist, wie schon betont wurde, nur der absolute Typus der Theorie rein abstrakt. Die in der Litteratur wirklich vorkommenden Typen erhalten einen konkreteren Inhalt durch eine Beimischung individueller Bestandtheile, oder dadurch, daß sie nach verschiedenen Gesichtspunkten in unzählige Unterarten zerlegt werden können. Und umgekehrt entfernen sich die Individuen oft von ihrer ursprünglichen Konkretheit, indem sie durch Idealisierung Veränderungen erfahren. So findet von beiden Seiten eine Art Ausgleich statt, die beiden Endpole schließen sich im Kreise wieder zusammen, und jener Widerspruch verliert seine anfangs so auffallende Sonderbarkeit. Gerade die bekanntesten Typen der Litteratur sind auch an individuellen Eigenthümlichkeiten besonders reich. So ist z. B. der berühmteste aller Prahlhänse, Falstaff, durchaus nicht schlechtthin Prahlhans, sondern eine Mischung von Prahlhans und originellem Individuum. Hingegen können wir die größten Individuen aller Litteraturen, Hamlet und Faust, jenen in seinem tief sinnigen Grübeln über die Räthsel des Daseins, diesem in seinem unablässigen Streben nach vollkommener innerer Befriedigung, auch als typische Vertreter der gesammten Menschheit auffassen.

E. d. Eckhardt.





Politische Korrespondenz.

Die letzten Wochen haben in den zu Berlin tagenden beiden Kammern, welche die politische Leitung im Reich und Staat in der Hand haben, einige Debatten gebracht, welche auch außerhalb Deutschlands auf einiges Interesse Anspruch machen können. Da war erstens die dreitägige Verhandlung über den Kolonial-Etat, die im Grunde ein Angriff auf die Kolonialpolitik des Reiches war. Die Kolonialgegner hatten sich als augenblickliche Blöße in der Feste, den Dr. Peters herausgesucht, und fielen über ihn her, um an ihm die Verwerflichkeit der in den Kolonien angewandten Mittel, die Verletzungen von Recht und Moral nachzuweisen, aus denen sie Brennstoff für populäre Entrüstung holen könnten. Die koloniale Sache soll dem Volk verefelt werden. Es wurde also der arme Peters allerlei Schandthaten bezüchtigt, die er in Ostafrika soll begangen haben und die ich dem Leser dieser Zeitschrift wohl nicht brauche in Erinnerung zu bringen. Es war weder schön, einen Abwesenden, der auch keinen berufenen Vertreter hatte — oder fand, so gröblich zu beschimpfen, noch war es erbaulich, das Weibergezeter über Gewalt und Härte und Rohheit und Amoral anzuhören, welche nun doch einmal nicht zu vermeiden sind, wenn man dem kolonialen Gewerbe überhaupt nachgehen will. Die Bebel und Richter spielten zur Abwechslung einmal christliche Missionäre und Diakonissinnen in einer Berliner Missionsstunde,

und da der Vertreter der Regierung, seine Stellung mißverstehend, seinen Beamten preisgab, so blieb schließlich dem Herrn Bebel die Leitung dieses ganzen Stückes. Denn die Redner der andern Parteien thaten — bis auf den Grafen Arnim-Muskau — so gut wie nichts, um von dem Reichstage die Schmach dieses Bebel'schen Halsgerichts abzuwehren. Man fragt sich, warum das so kam. Nun, einmal fehlt eine überragende Leitung in der Regierung, und mehr noch fehlt es an überragenden Führern bei den Parteien der Ordnung. Es ist leider ein Symptom des parlamentarischen Niederganges, was uns diese Debatte darbot. Der Reichstag hat unter seinen Gliedern viele Kolonialfreunde und manche Leute, welche Peters, trotz seiner Mängel, für eine in kolonialen Dingen sehr brauchbare Kraft halten. Aber sie wagen nicht für Dr. Peters und nur schüchtern für die kolonialen Interessen einzutreten, aus Furcht, dem Bestande der Partei zu schaden, die wählenden Politiker der Bierbank zu erzürnen, auf welche die Frauen ihren Einfluß üben. Und die Frauen waren natürlich in feierlicher Tugend-Entrüstung ob eines Menschen, der — nun, der so klobig mit dem schönen Geschlecht, wenn es auch schwarz war, verfuhr. Offen zu sagen, daß es eine geschlechtliche Moral, wie wir sie — nämlich theoretisch — in Berlin haben, in Afrika nicht giebt und man daher an unsere Afrikaner drüben einen andern moralischen Maaßstab legen muß, als an einen Berliner Schulmeister oder auch Polizeilieutenant, — dazu fehlt der Muth nicht nur bei Leuten wie Hammacher, sondern auch bei Frhr. von Manteuffel. Die Sache, nicht blos die Person des Herrn Peters, litt davon erheblich Schaden, denn auch der Vertreter der Regierung wurde von dieser Angstmeierei beeinflusst, und im Volke setzten sich falsche Vorstellungen von den Aufgaben und Zuständen in unseren Kolonien fest. Und dann ist nicht zu unterschätzen, daß Bebel der Held der Tage wurde. — Dieselbe Angstmeierei zeigte sich bald darauf in den Debatten vom 20. und 21. April über das Duell. Herr von Roze, der einfache, in nichts bedeutende Zeremonienmeister, den hatte man seit Jahr und Tag gehegt mit der Beschuldigung Dinge ausgeführt zu haben, deren im Grunde ihn Niemand für geistig fähig hielt. Er stürzte sich, von allen Seiten umstellt, endlich auf den zunächst Stehenden, der erreichbar und angreifbar

war, den Baron Schrader, und erschoss ihn im ehrlichen Zweikampf. Welch' erwünschte Gelegenheit zum Angriff auf Regierung und Heer! Ein Centrumsmann interpellirt, Liberale und Sozialisten sekundiren, was ja nicht auffallen kann. Wohl aber fällt es manchen Leuten auf, wenn man in dem nun folgenden Wehgeschrei über die Unsitte des Duellwesens, über die Sündhaftigkeit des Duells, über die schwere Verletzung des Rechtsbewußtseins des Volkes keine Stimme vernahm, die alle diese Uebertretungen auf ein vernünftiges Maaß zurückführte. Nur Herr von Bennigsen trat mäßigend dem Geschrei entgegen, leider um später — vielleicht unter dem Druck der gegen ihn gerichteten Vorwürfe — seine Mäßigung zu bereuen und so dem Reichstag zu seinem einmüthigen Beschluß zu verhelfen, von der Regierung energische Maaßregeln zur Abschaffung des Duellwesens zu fordern. Der Liberalismus ist in diesen Debatten über das Duell und über Dr. Peters völlig von den radikalen Führern in Schatten gestellt worden, die mittleren und konservativen Gruppen haben sich gefügt einem Urtheil, welches in beiden Fällen denn doch auch von einem liberalen und christlichen Staatsbewußtsein aus sehr anfechtbar ist.

Ueber das Duell ist seit Menschenalter viel geredet und geschrieben worden, und es läßt sich viel Berechtigtes gegen dasselbe in der That sagen. Aber es ist ein Irrthum, wenn behauptet wird, das Duell verletze in roher Weise das Rechtsbewußtsein des Volkes und die christlich-kirchlichen Gebote. Das Duell erhält sich erfahrungsmäßig bisher in demselben Maaße, als in einem Lande geschlossene Stände sich erhalten, welche eine besondere Standesehre pflegen. In Ländern, wo der Unterschied der Klassen nur durch das Geld bezeichnet wird, wie in den angelsächsischen Staaten, da wird die Ehre durch den Richter und das sittliche Urtheil der Menge gesucht. Aber wenn man stets auf England verweist, so glaube ich nicht, daß sich der Ehrbegriff eines deutschen Edelmannes oder Offiziers dort sehr gesichert fühlen würde. Dieser Ehrbegriff ist zu fein, um mit Gefängniß- oder Geldstrafen sich zu begnügen, er ist eine sittliche Kraft, die dem Stande einen Halt verleiht, wie kein Gesetz es vermag, und die kaum zu theuer erkauft wird durch die Möglichkeit, daß ihr auch ein Menschenleben einmal zum Opfer gebracht wird. Dieser Ehrbegriff kann aus-

arten, wie in Frankreich, in England im 17. und 18. Jahrhundert, aber er bleibt darum doch ein an sich unschätzbare Gut. Und wenn ein Mann für ihn sein Leben einsetzt, so glaube ich nicht, daß irgend ein Volk sich in seinem moralischen oder gar rechtlichen Bewußtsein davon verletzt fühlt. Das Volksbewußtsein hat stets den Muth und die Todesverachtung bei den oberen Klassen auch in der Vertheidigung der verfeinerten Ehre hochgeachtet, die ihm selbst im Ganzen nicht in gleicher Weise eigen ist. Es bedarf der Verhegung, der Verfälschung des natürlich-richtigen Empfindens im Volk um dasselbe das Duell als ein Unrecht empfinden zu lassen. Und es ist ebenso eine Fälschung, wenn behauptet wird, der Zweikampf widerspreche den Grundsätzen des Christenthums. Vielleicht verletzt er das Empfinden und Meinen der Mehrheit des heutigen Christenthums, aber sicherlich hat, seit es Christen giebt, die ungeheure Mehrheit derselben, und die Kirche eingeschlossen, den Zweikampf für eine nicht unerlaubte, sondern für eine christliche und löbliche Einrichtung gehalten. Wer sich, wie das üblich ist, auf das „Du sollst nicht tödten“ beruft, der weise doch auch gleich nach, daß damit das Tödten im Zweikampf verboten, aber das Tödten in der Schlacht erlaubt sei; oder er sei konsequent genug, um sich den Lehren Leo Tolstoi's anzuschließen; denn es ist nichts damit gethan, irgend einer Gefühlsduselei einen Satz aus der Bibel überzuhängen, um sie als christlich erscheinen zu lassen.

Wenn der Staat, wenn die Gesellschaft, wenn die oberen Stände selbst gegen das Duell anstreben, so thun sie recht daran; nur sollte man, sollte besonders der Staat in seinen Gesetzen und seiner Handhabung der Gesetze dem Empfinden seiner Zeit und dem Ehrbegriff im Volk oder Stand Rechnung tragen, wie das ja auch thatsächlich in Rücksicht der Handhabung der Gesetze meist geübt wird. Es soll auch Niemand von den Genossen in Volk oder Stand zum Duell gezwungen werden. Ein Stand, der seine besondere Standesehre sich bewahren will, möge sie nicht nur durch das Duell, sondern auch durch Ehrengerichte schützen, welche die Nöthigung zum Duell, wenn nicht zu beseitigen, doch in Schranken zu halten vermögen. Was man aber hier in den Kreisen liberaler und anderer Eifrer fordert, das ist eine Ver-

gewaltigung eines Ehrbewußtseins, das nicht allein seine historische, sondern auch seine rein menschliche Berechtigung hat. Und zuletzt kämpft der Demokrat gegen das Duell, weil ihm dasselbe als etwas den oberen Klassen Eigenthümliches verhaßt ist: er wünscht nur Böbel oder höchstens Bauern um sich zu sehen, er erhebt ein Geheul ob eines im Duell gefallenen Edelmannes und sagt, wie Herr Bebel im Reichstage, doch in demselben Athem: „uns kann es recht sein, wenn die Edelleute einander umbringen.“ Verpöbelung — das ist die Signatur des öffentlichen Lebens unserr Zeit, eine Strömung, die leider ihren Einfluß bis in die parlamentarischen Körper hin geltend macht. Was ist in diesen 25 Jahren aus dem deutschen Reichstage geworden! Wie tief steht der heutige unter dem der siebziger Jahre! Und wenn wir noch weiter zurückblicken: welche Fülle hochgefinnter, vornehmer Männer sah man 1848 in der Paulskirche! Wie klein sind heute Gesinnungen und Ziele in diesen Parteien des *do ut des*-Spieles!

Ich möchte Ihre Leser nun noch auf die in den letzten Tagen stattgehabten Verhandlungen des preußischen Hauses der Abgeordneten über die Kornlagerhäuser aufmerksam machen. Die Frage ist seit lange auf der Tagesordnung der agraren Presse. Reichs-Lagerhäuser, genossenschaftliche Lagerhäuser mit oder ohne Warrants, Silo oder Bodenspeicher — das sind die wesentlichen Fragen, um die es sich handelt. Die preußische Regierung hat nun 3 Mill. Mk. angeboten zu einem Versuch mit Lagerhäusern, welche die Landwirthe oder die landwirthschaftlichen Genossenschaften selbst verwalten sollen. Es soll der Kornhandel von der unlauteren Spekulation möglichst losgelöst und der Produzent in direktere Verbindung mit dem Konsumenten gebracht werden. Da in Riga bereits ein Silo-Speicher erbaut ist, so wird es vielleicht für die baltischen Landwirthe von Werth sein, der Entwicklung der Frage in Preußen nachzugehen. Was bisher sich schon bemerklich macht, ist einmal der Wunsch der Landwirthe, mit diesem Versuch eigener Lagerhäuser der Gefahr zuvorzukommen, daß der Handel mit dem Bau eines Reges von Silo-Speichern vorgeht und durch diese Silos den Handel mit Korn noch mehr als bisher in seine alleinige Herrschaft bringt; ferner die Abneigung gegen die Annahme des amerikanischen

Warrant-System, und zwar wieder aus dem Grunde, weil die Ausgabe von Warrants der Börse es erleichtern würde, die vorhandenen Vorräthe zu übersehen, zu erwerben, und den Preis zu beherrschen. So viel ich weiß, ist der Rigaer Silo ganz in der Hand der Börse und wird vom Landwirth gemieden; es ist dort also wohl ein falscher Weg eingeschlagen worden, den man hier meiden will, indem man durch den Bau des Silo nur die Börse gekräftigt hat zu Ungunsten der Landwirthe. Aber wenn auch der Rigaer Silo nur für Transit-Getreide aus dem innern Rußland jetzt Bedeutung hat, so dürfte für die baltischen Landwirthe die Silo-Frage damit nicht erledigt sein. Trotz mancher übler Erfahrungen, die auf genossenschaftlichem Boden gemacht wurden, bleibt dieses doch der einzige Boden, auf dem eine Besserung der Lage nicht nur hier in Deutschland, sondern auch in den Ostsee-provinzen zu erreichen ist. Genossenschaftliche Silos und genossenschaftliche Getreideausfuhr werden versucht werden müssen, so ungern man sich auch in seinen Gewohnheiten stören läßt, und so wenig geschulte Kräfte für solche Unternehmungen auch vorläufig noch im Lande selbst sich finden. Der Druck der Noth, der hier zu Silos oder Schüttboden-Speichern führt, wird die baltischen Provinzen nicht verschonen, und je zeitiger man sich der neuen ökonomischen Konjunktur anpaßt, um so weniger wird man von der Noth Schaden leiden.

Die äußere Politik mag heute nur mit ein paar Worten berührt werden, um so mehr als sich in derselben in den letzten Wochen im Ganzen wenig verändert hat. Immer noch wird sie von der Frage beherrscht, welche Entschlüsse England in Ostasien, in Südafrika, am Nil fassen wird. Die großen Geberden, mit denen englische Minister gelegentlich auf „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck“ hindeuten, die in Südafrika geplant würden, dürfen wohl kaum Jemanden in Schrecken setzen; denn die Herren dort pflegen es stets für billiger zu halten, mit Worten einen Zweck zu erreichen statt mit Thaten — so lange das sich irgend thun läßt. Daß England in aller Stille in Washington den Vorschlag gemacht hat, alle Streitigkeiten zwischen Großbritannien und der Union durch ein ständiges Schiedsgericht zum Austrag zu bringen, ist ein deutliches Zeichen dafür, wie viel England daran

gelegen ist, nach jener Seite hin sich aller Differenzen zu entledigen. Die Drohungen gegen Deutschland, keine Einmischung in Transvaal zu dulden, dürften vorläufig nur ein Versuch sein, Deutschland einzuschüchtern. Ebenso halte ich den Dongola-Zug nur für einen Vorwand, um die Truppenmacht in Aegypten zu stärken, und nebenher auch für einen Versuch, Italien Hilfe zu bringen.

In Frankreich ist die Krisis nun zum Ausbruch gelangt, der Senat hat gesiegt, Bourgeois ist gegangen. Herr Faure will es mit einem gemäßigten Kabinet versuchen. Der Versuch ist gelungen. bietet aber doch nur geringe Aussicht auf Bestand.

E. v. d. B.

Berlin, 27. April 1896.





Notizen.

Die Memoiren des Grafen Ernst von Münnich. Herausgegeben sowie mit Einleitung und Biographie des Verfassers versehen von Arved Jürgensohn. Stuttgart, Cotta. 1896. XIII. u. 242 Seiten.

Graf Ernst von Münnich (geb. 1708 † 1788) ist der Sohn des bekannten russischen Generalfeldmarschalls Burchard Christoph von Münnich (geb. 1683 † 1767). Seine erste Jugend verlebte er mit den Eltern auf den Schauplätzen des spanischen Erbfolgekrieges, kam dann nach Warschau und als der Vater in russische Dienste trat, nach Miga, wo er die Domschule besuchte. Seine eigentliche Ausbildung erhielt er in Genf. 1727 wurde er am Petersburger Hof eingeführt und machte nun als Sohn eines der hervorragendsten russischen Staatsmänner und Feldherrn eine brillante Carrière. 1729 war er Cavalier d'Ambassade in Paris, und zwei Jahre darauf vertrat der junge Graf schon ganz allein die russischen Interessen am französischen Hof. Doch kehrte er 1733 nach Petersburg zurück, bekleidete mehrere Hofämter, erhielt die höchsten Orden und stand in glänzender Stellung da, als er in den Sturz seines Vaters i. J. 1741 verwickelt und gleichfalls verbannt wurde. Von 1743—1762 führte er mit seiner Familie ein kümmerliches Dasein in Wologda. Von Kaiser Peter III. zurückgerufen wurde er 1763 Generaldirektor sämtlicher Reichszölle und starb 1788 als Präsident des Kommerzkollegiums. Beerdigt ist er an der Seite des berühmten Vaters auf seinem Gute Luntia.

Seine in Wologda i. J. 1758 verfaßten Memoiren behandeln die Jahre 1708—1741. Von vornherein ist anzunehmen, daß die Lebenserinnerungen eines hochgestellten Mannes, der mit allen leitenden Persönlichkeiten in unausgesetzten Beziehungen stand, viel amüsantes Detail und auch historisch wertvolle Nachrichten bieten müssen. Zu ersterem sind die Mittheilungen über Ernst Münnich's eigenes Leben, zu den letzteren die über seinen Vater zu zählen, ja,

das historische Interesse an den Memoiren konzentriert sich in der Hauptsache auf die Person des älteren Münnich. Das Uebrige, wie die Charakteristiken der Kaiserin Anna, Birons, der Regentin Anna Leopoldowna und ihres Gatten Anton Ulrich von Braunschweig sind doch mehr oder weniger Staffage gegenüber der Erzählung von dem stetigen Emporstreigen des Feldmarschalls. Die Erzählung schließt mit der Enthebung Münnichs vom Posten eines Premierministers. Seine Verschickung nach Sibirien wird nicht mehr erwähnt.

Der Werth der nach der deutschen Originalhandschrift besorgten vorliegenden Ausgabe des Memoirenwerkes ist verschieden für Russen und für Deutsche. In russischer Uebersetzung sind die Memoiren nämlich bereits zweimal 1817 und 1891 gedruckt worden. Unter anderen hat sie Prof. Engelmann schon 1892 in Bd. 39 der „Balt. Monatschrift“ für seinen Aufsatz über den Feldmarschall Graf Münnich benutzen können. Aber auch der nicht russischen Lesewelt sind nicht alle Particlen der Memoiren vollständig neu. Bruchstücke derselben finden sich mit nur wenigen Veränderungen in Büschings Magazin, Theil 9 vom Jahre 1775, unter dem Titel: „Antwort auf die vorhergehende Schrift des Herzogs von Curland, von einem der nächsten Verwandten des Feldmarschalls Grafen von Münnich.“ Sie umfassen gerade den interessantesten Theil der Memoiren und behandeln das Ende der Kaiserin Anna, die Regentschaft und den Sturz Birons. Berücksichtigt man ferner, daß der andere wirklich historische Nachrichten bietende Theil der Memoiren, nämlich die Schilderung der Feldzüge des älteren Münnich in russischen Diensten, größtentheils aus den weit verbreiteten und oft gedruckten Memoiren Mansteins und dessen Vorlagen ausgeschrieben ist, so schrumpft der Theil der vorliegenden Ausgabe, welcher einen wirklich originalen historischen Werth für sich in Anspruch nehmen kann, doch recht erheblich ein. Wenn der Herausgeber etwa 5 Sechsteln des Memoirentext's einen hohen Werth als ursprünglicher Quelle und selbständigen Mittheilungen eines Augenzeugen beimißt, so muß doch daran erinnert werden, daß von den ca. 150 Seiten Text die ersten 40 von sehr geringem allgemeinen Interesse sind, die folgenden ca. 50 Seiten die schon bekannten Nachrichten über Münnich's Feldzüge wiederholen und nur das letzte Drittel im Lichte einer wirklich werthvollen ursprünglichen Quelle erscheint, und auch dieser Theil ist seinem wesentlichen Inhalte nach aus Büschings Magazin schon bekannt — doch wird man sich der vollständigen Veröffentlichung der Memoiren in ihrem Originaltext immerhin freuen dürfen. Sie bietet immerhin eine recht unterhaltende Lektüre und auch der Wissenschaft ist ein schätzenswerther Dienst geleistet, in dem die bisher zerstreuten Nachrichten nun zusammengefaßt und in der ursprünglichen Folge bequem zur Benutzung vorliegen.

Der Herausgeber hat keine Mühe gescheut, die Ausgabe handlich zu gestalten und wissenschaftlichen Zwecken dienstbar zu machen. Um die Identität oder die Verwandtschaft der einzelnen Particlen mit den vorhin genannten älteren Veröffentlichungen und einigen anderen Schriften in jedem Fall kenntlich zu machen, ist ein komplizirter Apparat von Klammern, Anführungszeichen, Textvarianten und verschiedenartigen Typen in Bewegung gesetzt worden, wie er für

die Edition älterer Quellenwerke allerdings durchweg nöthig ist, dessen Anwendung auf dieses Memoirenwerk aber doch in keinem Verhältniß zu der wissenschaftlichen Bedeutung desselben steht. Nach Ansicht des Referenten hätten quellenkritische Notizen und ein Verzeichniß der entlehnten Stellen, resp. der Parallelstellen im Vorwort genügt. Statt dessen werden mit ermüdender Weitschweifigkeit an den verschiedensten Stellen die textkritischen Bemerkungen und die Angaben über die Editionsmethode ohne ersichtliche Nöthigung wiederholt. „Vorwort“, „bibliographische Einleitung“, „Anweisung für den Leser (vor dem Gebrauch des Memoirentextes zu lesen!)“ und die Wiederholung des in diesen Abschnitten Mitgetheilten in den Anmerkungen zum Text — das ist des Guten zu viel. Der Herausgeber scheint nach den Worten der Vorrede das auch zu empfinden, doch nimmt er bei seinen Lesern ein merkwürdig schlechtes Gedächtniß an, wenn er den häufigen Wiederholungen doch eine gewisse Berechtigung zuspricht, die nur dem mit dem Gedächtniß eines Wunderkinds Ausgestatteten unlieb sein könnten. Jedes Buch kann aber von seinen Lesern Ernst und Aufmerksamkeit beanspruchen und ein normales Gedächtniß bedarf solcher Krücken nicht, welche, wie alles Unnütze, die, ich möchte sagen, ästhetische Freude an einer tüchtigen Arbeit, auch einer Quellenedition, beeinträchtigen. So sehr eine größere Exaktheit und Genauigkeit für die Ausgabe der Quellen zur russischen Geschichte gewünscht werden muß, so wenig ersprißlich wäre es, wenn die russischen Historiker das „philologische“ Verfahren des Herausgebers unter allen Umständen zur Richtschnur nehmen wollten, wozu er die Anregung geben will. Auch hier heißt es: *distinguendum est*.

Bereichert wird die Ausgabe der Memoiren Ernst Münnich's durch eine fleißig gearbeitete, ausführliche Biographie des Verfassers, in dem wir eine vertrauenswürdige, wahrheitsliebende Persönlichkeit kennen lernen. Dieses Urtheil wird im Ganzen auch für die Memoiren zutreffen. Um so befremdender ist es, wenn er die Kaiserin Anna eine der größten Herrscherinnen nennt, die je auf dem russischen Throne regiert haben. Die auf dieses Gesamturtheil folgende Charakteristik der Kaiserin im Einzelnen und einige vom Herausgeber mitgetheilte anderweitige Aussprüche Münnich's über sie rechtfertigen dieses Urtheil keineswegs.

Bgn.

Hörschelmann, D. F., Andreas Knopfen, der Reformator Rigas. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Livlands. Leipzig. A. Deichert. 1896. 80. 257 Seiten.

Die Schrift zerfällt in zwei Theile, einen historisch-biographischen und einen historisch-theologischen. Der letztere bietet eine eingehende Analyse von Knopfens Kommentar zum Römerbrief, welcher von Bugenhagen i. J. 1524 in Wittenberg herausgegeben wurde. Entstanden ist er aus den Vorträgen, die Knopfen i. J. 1522 in Riga über dieses Thema hielt. Ueber die Bedeutung des bisher von der theologischen Wissenschaft nicht beachteten Kommentars urtheilt Hörschelmann folgendermaßen: „Zu diesem Kommentar liegt uns eine der ältesten

uns erhaltenen evangelischen Auslegungen der für die reformatorische Lehre bedeutsamsten Epistel Pauli vor. Und da der Kommentar entsprechend der damaligen Art der Schriftbehandlung eine ziemlich vollständige Behandlung der Heilslehre enthält, steht er als ein bedeutungsvolles Dokument evangelischer Lehrfassung aus der Anfangsperiode der Reformationszeit da.“ Somit werden die Theologen denn mit Interesse von den Untersuchungen Hirschelmann's über Knopfen's Kommentar Kenntniß nehmen, während die der wissenschaftlichen Theologie ferner Stehenden es mit dankbarer Genugthuung begrüßen müssen, daß die Bedeutung des livländischen Reformators nun in ihrem vollen Umfange zur Geltung kommt und der Name Knopfen's jetzt einer über die Grenzen der Ostseeprovinzen hinausgehenden Werthschätzung sicher ist. Von einer Würdigung dieses rein theologische Fragen behandelnden 2. Theiles von Hirschelmann's Arbeit muß Referent absehen. Dagegen mögen den anderen Parteeen des Buches, die von allgemeinerem Interesse sind, einige Worte gewidmet sein.

Wenn man den Lebensgang und die Wirksamkeit Knopfen's überseht, so muß man doch immer mit Bedauern feststellen, daß wir so wenig Nachrichten über die Reformationsgeschichte Livlands besitzen. Mit gewissenhaftem Fleiß hat der Verf. alles benutzt, was an Nachrichten über seinen Helden und die allgemeinen Verhältnisse zu finden war, soweit ihre Berücksichtigung in seinem Plane lag. Auch an archivalischen Forschungen hat er es nicht fehlen lassen. Doch war die Ausbeute sehr gering. In Rüstzin, dem Geburtsort Knopfen's konnte nichts ermittelt werden; ja, die Rüstziner Vertreter dieses jetzt noch blühenden Geschlechts hatten von dem einzigen zu größerer Bedeutung gelangten Vorfahren keine Ahnung. Auch in Treptow, wo Knopfen als Schüler und Lehrer sich auf seine reformatorische Wirksamkeit vorbereitete, konnte nichts direkt auf ihn Bezügliches entdeckt werden; nur wurden einige nähere Nachrichten über die beiden Schulen daselbst gewonnen, aus denen sich Schlüsse auf Knopfen's Verhältnisse ziehen lassen. Erfreulich ist dagegen die Entdeckung des Dankbriefes des rigaschen Rathes vom 11. November 1523 an Luther als Antwort auf dessen bekanntes Sendschreiben an die Christen zu Riga, Reval und Darbthe. Der Fundort dieses Schreibens ist wieder das reiche revalsche Stadtarchiv. So dankbar wir nun auch jeden neuen Beweis der direkten Beziehungen zwischen Wittenberg und Livland entgegennehmen, so bietet doch der Inhalt auch dieses Briefes keine Bereicherung unserer Kenntniß von der Lebensgeschichte Knopfen's oder der Geschichte der Epoche. So ist es denn dem Verfasser auch nicht möglich gewesen, über Knopfen wesentlich Neues zu sagen. Er ist darauf angewiesen, die wenigen Mittheilungen über ihn und die bekannten geschichtlichen Thatsachen möglichst nach allen Seiten zu beleuchten und Folgerungen aus ihnen zu ziehen. Im Ganzen charakterisirt sich der erste Theil des Buches als eine ausführliche Kirchengeschichte Rigas in der Zeit von Knopfen's († 1539) Wirksamkeit mit gelegentlichen dankenswerthen Ausblicken in die späteren Zeiten. Besondere Beachtung verdient wohl der 5. Abschnitt: Pflege und Organisation der Gemeinde. Hier werden in gemeinverständlich und klarer Darstellung der Ausbau des Gottesdienstes, das Rigasche Gesangbuch und die kirchliche Verfassung behandelt, also die durch

die Reformatoren ins Leben gerufenen neuen kirchlichen Ordnungen, mit denen unser Lesepublikum naturgemäß weniger vertraut zu sein pflegt, als mit den geschichtlichen Thatfachen der Reformation.

Wenn der Verf. etwas zaghaft der Hoffnung Ausdruck giebt, seine Arbeit werde „vielleicht“ auch in Kreisen Berücksichtigung finden, in denen das wissenschaftliche Interesse nicht das vorwaltende ist, so glaubt Referent, daß das Buch trotz der etwas breiten und geistlich reflektirenden Darstellungsweise einen nicht geringen Leserkreis finden wird. Die Ausführlichkeit, mit welcher einige uns sehr geläufige Gesichtspunkte für die Bedeutung der Reformation in Livland erörtert werden, erweckt allerdings den Anschein, als ob Verf. sich doch nicht, wie das Vorwort will, in erster Linie an seine Heimathgenossen, sondern an solche wendet, denen das Wesen baltischer Eigenart erst erläutert werden muß.

Die politische Geschichte wird vom Verf. nur kurz gestreift, für die Reformationsgeschichte Rigas, dem Wirkungsfelde Knopfen's, wohl zu kurz. Schon die Mitwirkung Luthers an dem Zustandekommen des Lübecker Vertrags von 1529, die verhältnißmäßig eingehende Würdigung, welche der Verf. Lohmüller widmet, hätten nach Meinung des Referenten doch ein näheres Eingehen auf diesen Vertrag und das spätere Verhältniß der Stadt zum Erzbischof erfordert, in dem doch ein sehr wesentliches Stück der rigaschen Reformationsgeschichte beschlossen liegt.

Eine einschränkende Bemerkung möchte Referent sich über Plettenbergs Verhalten zur Reformation zu dem Urtheil des Verf. erlauben. Horschelmann sagt: Wohl hätte eine offene Parteinahme für die Reformation . . . den äußeren Fortgang derselben in nicht geringem Maasse beschleunigt. Aber reichere innere Förderung sei ihr ohne Zweifel aus seiner Politik des neutralen Gewährenlassens erwachsen. Die Anhänger der Reformation wurden davor bewahrt, sich auf Menschen zu verlassen und Fleisch für ihren Arm zu halten und die Führer der evangelischen Gemeinde durch das Fehlen äußerer Stützen und weltlicher Förderungsmittel in die rein geistliche Arbeit hineingeleitet. Sind diese Bemerkungen in ihrer allgemeinen Fassung wirklich ganz zutreffend? Lassen sich im geistlichen Sinne segensreiche Folgen der Plettenbergischen Politik für das Land als Ganzes nachweisen oder nur vermuthen? Referent ist geneigt, sie nur für die Städte gelten zu lassen. Wäre Plettenberg evangelisch geworden und als Folge davon schon zu seiner Zeit eine allgemeine Säkularisation eingetreten, so wäre — die rein politischen Fragen kommen hier nicht in Betracht — dem Lande eine 30jährige Zeit verlogener Zwitterhaftigkeit erspart geblieben, in der der evangelische Glaube der höheren Stände sich nach der katholischen Decke strecken mußte, eine Zeit, welche aus äußeren Gründen die staatlich-kirchlichen Formen der innerlich überwundenen katholischen Vergangenheit ängstlich aufrecht erhielt und so der rechte Nährboden der Entfittlichung und Charakterlosigkeit werden mußte, die sich beim Untergang der Selbständigkeit so trostlos offenbarten. Hat denn das Bekenntniß der Fürsten zum evangelischen Glauben in Norddeutschland und in Skandinavien nicht gute Früchte getragen?

Schließlich sei es gestattet im Anschluß an diese neueste Darstellung der rigaschen Reformationsgeschichte eine Frage aufzuwerfen, die sich Referenten bei Betrachtung derselben jedesmal aufdrängt. In allen Darstellungen wird nämlich der Bruder Andreas Knopken's Domherr an der Petrikirche genannt. Aus dieser nicht ganz genauen, aber herkömmlichen Bezeichnung geht hervor, daß bei der Petrikirche ein Kollegiatstift bestand und man wird annehmen müssen, daß dasselbe mit den gewöhnlichen Vorrechten ausgestattet war, daß es also selbst aus der Zahl der Kanoniker den ordentlichen Pfarrer oder einen Vikar bestellte. Trifft das zu, so fragt es sich, wie das Patronatsrecht des Rathes damit zu vereinigen und wie die Berufung Andreas Knopken's zum Archidiaconus durch den Rath zu verstehen ist. Lag hier ein revolutionärer Schritt vor oder hielt sich der Rath in den Grenzen seiner rechtlichen Befugnisse? Für die Reformationsgeschichte Rigas ist die Frage doch von erheblicher Bedeutung und es lohnte sich wohl, sie einmal näher in's Auge zu fassen.

Bgn.



Beilage

zur

Baltischen Monatschrift.

Mai 1896.

Inhalt: Dr. G. J. v. Schulz-Bertram. Litterärisch-
biographische Skizze. (Schluß.) Von G. v. Schulz-
Mdatemsky.
Kunstbriefe. VIII. Von J. Norden.
Litterärische Streiflichter. Von H. D.

Nachdruck verboten.



Dr. G. J. v. Schulz-Bertram.

Biographisch-litterarische Skizze von Ella v. Schulz-Adarjewsky.
(Schluß).

Zu Jahre 1851 mußte mein Vater wegen eines Duells zwischen Baron Rosen und dem Grafen Hendrikoff, bei welchem er als Arzt fungirte, vierzehn Tage auf der Hauptwache zubringen. Die Erinnerung an diese Epoche gehört jedoch zu den angenehmen. Er verlebte auf der Hauptwache eine sehr heitere Zeit im Verkehr mit seinen Freunden und Bekannten, die ihn dort aufsuchten. An einem einzigen Tage zählte er nicht weniger als dreißig Besuche.

Die vielfachen Berufsgeschäfte nahmen die Zeit meines Vaters wohl mehr in Anspruch, als es dem Schriftsteller recht sein mochte und mancher Seufzer galt der beeinträchtigten Freiheit. Die präparirende und zergliedernde Anatomie, so interessant sie an sich ist, stellt an die Nerven und besonders an den Geruchssinn oft allzugroße Anforderungen. Auch griff die ärztliche Praxis das weiche impressionable Gemüth meines Vaters sehr an.

Eine gefährliche Krankheit warf ihn in dieser Zeit angestrongter Thätigkeit darnieder. Von Pirogoff und Zdekauer behandelt, hörte er, wie die beiden Aerzte im Nebenzimmer sich über die Natur der Krankheit stritten und der Eine zum Andern sagte: „Nun, morgen bei der Obduktion werden wir es ja sehen.“ — Seine elastische Natur half ihm die Krankheit überwinden, aber schwerer überwand er den Schmerz, den der Tod seines siebenjährigen geliebten

Töchterchens Manja ihm bereitete (1855). Es war der Anfang einer Reihe von schweren Prüfungen durch Familienverhältnisse hervorgerufen.

Zu wissenschaftlichen Zwecken in's Ausland beurlaubt, hatte mein Vater 1853 Augsburg, München, Nürnberg, Leipzig, Magdeburg, Altona, Lübeck besucht und zuständigen Ortes über diese Reise einen Bericht eingesandt. „Eine herrliche Reise“ heißt es in einem der Briefe aus damaliger Zeit an die Mutter. — Einen zweiten Urlaub zu gleichem Zwecke erhielt er im Jahre 1856. Diesem folgte ein Aufenthalt am Ostseestrande, wo er mit seiner Familie zusammentraf und den Entschluß faßte die Seinen dauernd in Deutschland zu etabliren und selbst aus dem Staatsdienst zu treten, um sich von den Anstrengungen, die ihm seine vielen Verpflichtungen auferlegt hatten, zu erholen, seine Gesundheit wieder zu kräftigen und der schriftstellerischen Thätigkeit sich ganz zu widmen. So legte er denn, inzwischen zum Staatsrath befördert und zu verschiedenen Malen mit Orden und Belohnungen ausgezeichnet — alle seine Aemter nieder, um erst zehn Jahre später wieder in den Staatsdienst zu treten.

Zuerst führten in Berlin die mit Alexander Duncker angeknüpften Beziehungen zu der Herausgabe der gesammten Baltischen Skizzen (3 Bände), der *Martha Marzibill* und der *Peterslieder*, einer Charakteristik *Peters des Großen*. Manche dieser Erzählungen, welche in poetischen Gewande einige der hervorragendsten Züge und bedeutendsten Aussprüche dieses Helden wiedergeben, eignen sich durch ihre knappe faßliche Form für Vorträge in Schulen und ich vermuthe, daß dieses Ziel — der Jugend das Bild des univervell beanlagten, genialen Kaisers vorzuführen — meinem Vater beim Verfassen der *Peterslieder* vorgekehwt haben mag.

Das Leben und die Reisen *Peter's des Großen* waren damals der Gegenstand seiner Studien; viele Vorarbeiten, geographische Karten über die Reisen dieses und anderer Monarchen in Rußland das vorläufige Ergebniß derselben.

Ein glänzendes Anerbieten, als ärztlicher Begleiter und Mentor eines jungen russischen Fürsten D durfte nicht ausgeschlagen werden und so wurden die Jahre 1858.—60 wieder auf Reisen

zugebracht. Der Weg ging über Paris nach Schottland, das Land welches nächst Italien den tiefsten Eindruck auf meinen Vater machte. „Die gelehrten Anstalten in Paris“ (Inland 58) und „Reisebriefe aus Schottland“ (Montagsblatt, Petrsbg) erzählen von dieser Reise.

Nach Petersburg zurückgekehrt, 1860, übernahm mein Vater die Gründung und Redaction eines literarischen Wochenblattes mit politischer Beilage, in St. Petersburg, das eben genannte Montagsblatt. Dieses hatte sich u. A. zur Aufgabe gestellt, die jungen baltischen Poeten und Schriftsteller bekannt zu machen und veröffentlichte neben einigen größeren Romanen ausländischer Autoren eine nicht geringe Anzahl bemerkenswerther inländischer Geisteserzeugnisse. Aus der Zahl eigener Gedichte und Aufsätze, welche in dem Montagsblatt veröffentlicht wurden, nenne ich folgende: An Dr. Kreuzwald, den Restaurator des Liedes vom Kalewipoeg (Sonett). Die estnische Sage vom Kalewipoeg 1860, — Nordische Skizzen acht Erzählungen, darunter: Am Saima-See; die Waldschenke von Murom; Köstripappa; das Festlager; Goethe's Faust u. a. 1861. St. Petersburger Sagen, 61. Der Reiter von Paris, 61. — Torowa oder die kleine russische Schweiz, außerdem viele vermischte Aufsätze: Ueber die Bettelsucht, Salonberichte; Briefe an eine junge Tänzerin über die Kunst, (Aesthetische Briefe über die höhere Tanzkunst); Briefe über Architectur, (Kritik der vornehmlichsten Gebäude in Paris und St. Petersburg); Ode an Alexander den Befreier, 1862. zc.

Auch während dieser so sehr in Anspruch genommenen Zeit, hatte mein Vater es doch möglich gemacht seine alte Mutter in Friedenthal ab und zu zu besuchen. Bei diesen Gelegenheiten hatten die unter den Chyten herrschenden Augenkrankheiten seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und in ihm den Wunsch wach gerufen hier Abhilfe zu schaffen. Schon während seiner vorübergehenden Besuche bei der Mutter kamen viele Kranke zu ihm und so manche Augenoperation wurde ausgeführt. Unter freundlicher Beihilfe einiger Gutsnachbarn gelang es meinem Vater auf eigenem Grund und Boden durch Ausbau eines Nebengebäudes

sich eine kleine, sehr bescheidene Klinik einzurichten, in der immer einige Kranke zugleich unentgeltlich Aufnahme fanden, nur mußten die Angehörigen für Beköstigung Sorge tragen. Ein hinterlassenes Namenregister* weist gegen tausend größere und kleinere Augenoperationen nach.

Mit dieser Aufgabe — die kranken Augen der Chsten zu behandeln, — ließ sich die andere Lieblingsbeschäftigung meines Vaters auf's Beste vereinigen, nämlich den Volkstraditionen nachzugehen und so seine begonnenen Forschungen auf ethnologischem Gebiete weiter fortzusetzen. Hier auf dem Lande wuchsen auch seine physischen Kräfte und ungestraft konnte er sich recht große körperliche Anstrengungen auferlegen. Wie sein erhabenes Vorbild Peter der Große, war er überall selbst thätig und legte immer selber Hand an: besserte die Schäden des alten Hauses, damit es die Mutter warm halten sollte; grub mit den Arbeitern um die Wette Gräben und Brunnen; pflanzte Bäume, hobelte und zimmerte, wo es noth that, stach dazwischen einem alten Weibe den Staar, schnitt und nähte einer andern die Augenlider zurecht, damit die so lästig nach innen wachsenden Wimpern das Auge unbeschädigt ließen, — half die großen Feldsteine bei Seite heben, kurz arbeitete mit den Bauern in Feld, Wiese und Wald und schrieb dabei ihre poetischen Traditionen auf, sich immer mehr in die Seele dieses Volkes hineinvertiefend, mit seiner Sprache immer engere Freundschaft schließend.

So wurde das Material gesammelt, welches denjenigen Werken meines Vaters zu Grunde liegt, denen er selbst den meisten Werth beilegte und als seine Hauptwerke neben den Baltischen Skizzen bezeichnete, wenn auch diese ihm mehr Popularität eingetragen. Ich meine das zweisprachige (estnisch-deutsch) Epos *Imatar, Wagien und Warawatja*, eine estnische *Faustsage*. Inmitten dieser segensreichen, sehr bescheidenen, aber ihn ansprechenden und in dichterischer Beziehung auch erspießlichen Thätigkeit, erging an meinen Vater von Petersburg aus die Anfrage, ob er nicht wieder in den Staats-

*) Ein Jahr bei Chsten. Ophthalmologische Beobachtungen gemacht während des Jahres 1863/64 in Livland.

dienst treten wolle. Da er die Familie aus dem Auslande zurück erwartete, begab sich mein Vater wieder nach Petersburg und übernahm provisorisch den Posten eines Sekretairs im Ministerium des Kaiserlichen Hofes, bis der ihm zugedachte Posten eines Zensors vakant und somit sein Wunsch erfüllt wurde in die Hauptpresverwaltung und in das Ministerium des Innern unter P. Balujeff einzutreten.

Im Verkehr und im Gedankenaustausch mit Männern wie Balujeff, Dutscheff, A. Maikow, Polonsky, Fürst Wiasemsky und andern Dichterkollegen, — inmitten einer stets wechselnden Menge von Zeitschriften und Büchern aus aller Herren Länder, die ihm, dem Sprachkundigen, zur Zensur eingesandt wurden, fand mein Vater endlich, leider erst zum Schlusse seines Lebens, diejenige Thätigkeit, die seiner Natur, seinem Temperamente und seinem Geiste am meisten entsprach. Von seiner Studierstube aus, die er zu seiner Welt gemacht, konnte er, ohne direkte Verührung mit letzterer und doch in regem Kontakt mit der Menschheit im höheren Sinn, — mit den sie bewegenden und erschütternden Fragen bleiben, diese vor seinem geistigen Auge Revue passiren lassen, sie theilnehmenden Herzens erwägen, um dann persönlich mit der Feder, diesem geistigen Schwerte des Schriftstellers und Dichters, muthig für alles einzutreten, was ihm Ueberzeugung war und zum Wohle der Menschheit überhaupt, wie auch zu demjenigen seines weitem und engeren Vaterlandes dienen konnte.

Der Wunsch sich von des „Lebens verworrenen Kreisen“, — wie die Lieblingsredeweise seiner alten Mutter lautete, — fern zu halten und sich unbeirrt von der „Parteien Günst und Haß“ die freie Anschauung zu wahren, soweit solche Unparteilichkeit dem Menschen überhaupt möglich ist, fesselte meinen Vater an seine stille Klausur; nicht weltflüchtige Stimmung oder verbitterter Pessimismus; daher auch während dieser Zeit Niemand, der Rath und Hilfe suchte, vergebens an seine Thür klopfte und ihn nicht selten veranlaßte aus seiner geliebten Studirstube, die seine Welt war, hinauszutreten. A. d. w. v. („Auch dieses wird vorübergehen“) — diese magischen Buchstaben waren über seinem Schreibtische angebracht. In jener Zeit, in welcher ihm Sorgen und Kränkungen aller Art nicht erspart waren, entstanden merk-

würdigerweise die von heiterstem Humor sprudelnden, drolligen Dichtungen im schwedischen halbdeutschen Dialekt von F. Neuter's „Läufchen und Rimels“ angeregt*). Die immer wieder neuen Auflagen dieses Werchens zeigen, daß die Idee eine glückliche zu nennen war und namentlich in Studentenkreisen, neben den „Baltischen Skizzen“ sich einen guten Platz erobert. Nationalitätenhader und Junkerthum, diese Auswüchse des wahren Patriotismus und des echten Adels bekämpfte er mit überraschender Hefigkeit und suchte stets ihre verhängnißvollen Folgen klar darzulegen, auf welcher Seite diese Krankheitserscheinungen auch zu Tage treten mochten. „Nicht was die Völker, was die Klassen trennt, sondern was sie vereinigt, soll man hervorheben,“ — dieser Wahlspruch des Grafen P. Walujeff, entsprach auch seiner eigenen innersten Auffassung der Dinge. Diese Skizze ist nicht der Ort, näher auf dieses Thema einzugehen, welches anzudeuten ich aber nicht umhin konnte. Jedoch ist mein Vater in dieser seiner guten Absicht, Frieden zu stiften, arg verkannt und auf das Härteste angegriffen worden.

Nicht eine geringe Genugthuung und Freude war es meinem Vater, von seiner jetzigen Stellung aus, auch zum Wohle seines engeren Vaterlandes beitragen zu können, indem er auf die Preßverhältnisse in demselben in günstiger Weise wirken konnte.

Wenn die Bücherschau, die im Interesse des wartenden Publikums rasch zu bewältigen meines Vaters stete Sorge war, Augen und Geist übermüdet hatten, dann wurde wieder der geliebte finnische Meerbusen aufgesucht und in der Berührung mit dem Meer neue Belebung gesucht und gefunden. Noch eine andere Anziehungskraft bot sich jetzt, „jenseits der Scheeren“ — das neu gegründete Heim einer seiner Töchter. Hierte erwarteten ihn auch bald alle Freuden, die ein zärtlicher Großpapa an seinen muntern Enkeln erleben kann und er verlebte an der Seite der liebenden Tochter und des vortrefflichen Schwiegerohnes glückliche Tage und Wochen.

In den Neuen Baltischen Skizzen heißt es: „Herrliche Ostsee! Ich habe alle Meere Europas besucht, aber ich gebe der Ostsee entschieden den Preis. Nicht etwa weil sie das Akkompagnement

*) Gallerlei nurrige Sichten und Joterkleichen. 4. Aufl. 1885.

zu meinen Wiegenliedern komponirte, sondern weil sie etwas Nobeles, etwas Durchläuchtiges hat und keinerlei gefährliche Ungeheuer in ihrem Schooße birgt. Es ist eine jungfräuliche See!"

„Im Geiste sehe ich Deinen Vater,“ so schreibt seine liebevolle Schwester Jenny an ihre in Sweaborg lebende Nichte, „auf Enng-Gora sitzend, seine Pfeife rauchend und das Meer vor sich mit so glücklichem Gesicht anschauend, als hätte er es selbst geschaffen.“ — Hier in Sweaborg und auf Enng-Gora (eine kleine in's Meer hineinreichende Landzunge, von meinem Vater so benannt) — entstanden die originellen „Enng's Wintermärchen im Pelz“ mit dem Ausspruch Piragoff's als Motto: „Den Frühling besingt man am besten im Winter, — die Freiheit im Kerker.“ Viele angenehme und anregende Beziehungen wurden von hier aus angeknüpft, so zu dem greisen finnischen Nationaldichter Elias Lönnroth.

Im Wasenius'schen Verlage zu Helsingfors erschienen im Jahre 1872 folgende Werke meines Vaters: Die Neuen Baltischen Skizzen, Erinnerungen an die Domschule enthaltend; die Sagen vom Ladoga See, oder Erzählungen meiner Sjudamoika, (Tellerwäscherin, Aufwärterin); Peivastch Parneh oder die Sonnensöhne, ein episches Gedicht nach Bruchstücken einer Volksfage aus Lappland. —

Auf einer seiner Fahrten nach Finnland wurde mein Vater auf wunderbare Weise, vor einem ernstern Unfall auf der Eisenbahn bewahrt. Durch einen Fehltritt fiel er von der Plattform zwischen die Schienen und blieb dort liegen. Vierzehn Waggons rollten über ihn hinweg ohne ihn zu beschädigen! Als er sich wieder erhoben hatte, war seine erste Sorge sich nach seiner Brille umzuschauen, die sich auch unverfehrt wieder fand.

Die Lebenssonne meines Vaters neigte sich dem Untergange zu und die alte Mutter sollte noch den großen Schmerz erleben, ihren geliebten Sohn vor sich hinscheiden zu sehen.

Durch die vielen heftigen Krankheiten erschüttert, durch schmerzliche Erfahrungen und Familienorgen hart geprüft, durch fortwährende geistige Anstrengungen in Anspruch genommen, war seine Lebenskraft vor der Zeit erschöpft und obgleich erst ein Sechziaer, machte er doch den Eindruck eines viel ältern Mannes.

Im Jahre 1875 entschloß sich mein Vater zu einer Reise nach Wien. Er wollte dort die Seinigen besuchen und damit eine Kur in der Anstalt des Dr. Hebra verbinden; auf der Rückreise über Leipzig gehen und dort mit einem Verleger persönlich Rücksprache nehmen über die Herausgabe seines letzten Werkes, der ehnischen Faustsage, *des Sanges von Warawatja*. Er nahm einen Urlaub von drei Monaten und trat anfangs Januar in Begleitung seiner jüngsten Tochter die Reise an, mit schwerem Herzen, als ob er ahnte, daß er seine Heimath nie wiedersehen würde.

Doch bald wich die bedrückte Stimmung vor einer durch die neuen, wechselnden Eindrücke angeregten froheren Reiselust. In Versen und animirten Beschreibungen der Reiseabenteuer — eines großen Schneesturmes, der die Reisenden zwang nach Krafau abzubiegen und dort zu übernachten — mit kleinen Federzeichnungen illustriert, gingen die brieflichen Berichte an die alte besorgte Mutter ab, um sie zu erheitern und zu beruhigen.

Auch für sein letztes Werk, das ehnisch-deutsche Epos „Warawatja“, sollte diese Reise verhängnißvoll werden. Mein Vater übergab das Manuskript leider einem ihm nur oberflächlich bekannten Herrn, der es in Leipzig einem Verleger überbringen sollte. Dieser Herr starb plötzlich und alle Nachforschungen nach dem Manuskript blieben erfolglos. Es sei mir von dieser Stelle aus gestattet, die Bitte an alle Diejenigen zu richten, welche in der Lage dazu wären, auf die Spur dieser vermuthlich in Leipzig irgendwo deponirten Handschrift von Dr. Bertram zu verhelfen.

„Ich erlebe einen neuen Geistesfrühling“, heißt es in einem seiner letzten Briefe an die Mutter. Mehrere Stunden werden am Schreibtische verbracht. In den Wiener Tageblättern erschienen einige kleine Essays und Skizzen, Heimathserinnerungen und Lieblingsideen. So der Aufsatz über „Elektromagnetische und ethische Alkaloide“; „Der fliegende Holländer“, eine nordische Skizze; „Merkwürdige Geschichten aus der Kinderstube“ (eine Kinderverwechslung, die in Livland stattgefunden haben soll). Den schönen Wienerinnen wird als poetische Huldigung ein launiges Gedicht gewidmet und Unterricht im Ungarischen genommen, eine

Sprache, die er für die schwierigste von allen erklärte. Musikalischer Umgang und Besuch schöner Kirchenkonzerte, sowie des berühmten Konzertes, welches N. Wagner selber dirigirte, wirkten anregend und belebend.

Ganz besondere Freude bereitete ihm die Bekanntschaft mit *Hunfalog*, die er seinem Buche *Wagien* verdankte. Der berühmte Gelehrte besaß dies Werk in seiner Handbibliothek und hatte es — so versicherte er meinem Vater — öfters konsultirt. Auf seine Empfehlung war es in der k. Ungarischen Bibliothek zu Pest aufgenommen worden. Selten habe ich meinen Vater geistig frischer und animirter gesehen, als in dieser zweistündigen Konferenz mit dem berühmten Erforscher des turanischen Sprachgebietes.

Die dreimonatliche Urlaubszeit ging zu Ende. Alle Vorbereitungen zur Heimkehr waren getroffen, als mein Vater heftig erkrankte. Zu einem akuten Magentatarrh trat zum Unglück eine Art Donaufieber, welches er sich durch eine Erkältung auf einer Donaufahrt zugezogen. Die Kunst der Wiener Aerzte, u. A. der Professoren Bamberger, Duchek, Dumreuter, die zur Konsultation gerufen wurden und die sorgfältige Pflege der Seinigen halfen ihm noch einmal die Krankheit überwinden und es trat eine entschiedene Besserung ein. Aus dieser Zeit der Konvalescenz datiren mehrere Briefe an die Mutter. Hier einige Auszüge: „Wien, 5. April. Nun danke ich Dir noch arme, alte Mama, daß Du Dir die Mühe gegeben, zu schreiben. Wozu? dictire doch! Mit der wärmern Witterung wirst Du Dein Rheuma los werden. Sei doch nicht so ängstlich. — Was nun Deine beständige Vorbereitung zum Sterben anbetrifft — so kann davon noch nichts passiren. Wenn Du nur energisch willst, so kannst Du Dich zusammennehmen und Dich *raccolliren*. Ich habe Dir allerlei nützliche Dinge gekauft und die mußt Du noch ansehen.

Bedenke, daß Deine Söhne nun Sorgen haben und es um so wichtiger ist, daß Du am Leben bleibst, da dieses für uns der größte Trost ist. Nun bedenke, daß Du Dir gar keine Bewegung machen kannst, also mußt Du das ersetzen durch Reibungen und *Wassungen*. Das ist was man passive Gymnastik nennt

und wodurch alte Leute ihr Leben verlängern. Laß Branntwein, Eßig und Wasser zu gleichen Theilen mischen und etwas erwärmen, dann einen Schwamm eingetaucht, ausgedrückt und nun gewaschen, zwei bis dreimal tüchtig, dann mit gewärmtem Handtuch abgerieben und warm zugedeckt. . . .

Natürlich ist jedem Menschen der Tod sicher, aber ungewiß. Wir können noch Alle vor Dir sterben. Und was ist denn Sterben? Mein Gott, man macht viel zu viel Wesens davon. Es ist nur eine andere Art zu existiren und vielleicht eine angenehmere, als die in unserm elenden Körper. Ich denke, ich kann weder lebendig noch todt aus Gottes Hand herausfallen, also ist es ganz einerlei ob hier, ob da, ob so oder so! Laß Du Dir den Tod also nicht schwarz malen, Du hast wahrhaftig Dein Lebenlang Deine Pflichten gethan und Tausenden Gutes erwiesen. Nie vergesse ich, wie ein alter Bauer einst sagte: „Kuhjo meie lähme abbi otjima, kui mitte wanna prauale? Olge laps aege, ehk luksus, ehk muid mure!“ Siebt Dir das nicht eine freudige Stimmung?“

. . . . Nein, Mama, Du hast wirklich nicht Ursache betrübt zu sein; Du ängstigst Dich wirklich unnütz — Du bist ja doch nicht ein Charakter, der sich für ganz ohne Fehler hält. Nun, sobald man seine Promoks einzieht und sich eingesteht, so folgt doch dann unfehlbar die Veröhnung mit dem alten Gott. . . . Ich habe ein Krankheitszeugniß eingeschickt und um achtundzwanzig Tage weitem Urlaub gebeten. Dr. W. . . . meint, in vierzehn Tagen könne ich abreisen. Ich rathe Dir, komm nach Wien, um zu sehen wie man Kranke pflegt. Kein König kann es besser. . . . Sei ganz ruhig! Die Menschheit verbessert sich in Allem. Man muß nur vergleichen, so sieht man wie sie bis jetzt immer gesitteter und gesunder wird. Ich habe gesehen, daß die Welt in den sechzehn Jahren, daß ich nicht im Auslande gewesen, enorm vorwärts geschritten ist. So werden die engen Straßen allmählich niedergerissen und große luftige Häuser gebaut. Früher war das Trinkwasser schlecht, jetzt

*) Wo sollen wir Hilfe finden, wenn nicht bei der „alten Frau?“ Sei das Kind krank, oder ein anderes Thier, oder was es auch sei.

kommt es vom Gebirge. Da nun die Bevölkerung Luft, Licht und Wasser hat, so sieht man gar keine so abscheuliche Scrophulöse Frazen wie vor fünfunddreißig Jahren. Alle sehen so gesund und fidel aus. Die frühern Zeiten wußten ja nichts von der Wichtigkeit von Luft, Licht und Wasser. Ich sage Dir also, gräme Dich nicht, daß die Welt zum Henker geht. Gott führt sie und es ist sehr undankbar, wenn wir an der Weisheit seiner Führung zweifeln. Grüße Alle, die sich meiner in Liebe erinnern.....

Ich möchte mir und allen meinen Lieben gern einen rosighellen freundlichen Lebensabend verschaffen. Darüber kann nur Jeder mit sich selbst zu Rathe gehen. Mein Gewissen sagt mir alles haarklein, aber das Herz ist trotzig und verzagt und man möchte sich so gern vor sich selbst entschuldigen. Sage nur, wo habe ich die Sucht zu kritisiren her? Etwas geerbt habe ich vom seligen Papa, der z. B. nie schweigen konnte, wenn bei Tisch etwas Vermußteltes aufgetragen wurde. Etwas davon habe ich von Dir, denn wie oft mißfiel Dir etwas — blos weil es neu war. Nachher warst Du immer ganz zufrieden damit. So ist das wol ein allgemeines Erbtheil der Menschen, rasch zu urtheilen, schnell zu tadeln und darüber wollen wir Geduld üben. Am Ende ist die Tadelsucht nur der Wunsch, daß es andern gut gehen möchte. Wir zweifeln an fremden Ideen und beurtheilen sie zu rasch.....

..... Vergleicht man nun Torma mit der Alpengegend hier, besäet mit Städten, fruchtbar, reich, so erscheint Torma stiefmütterlich bedacht, aber unserer Herzen Fasern wurzeln immer dort! Es zieht ja den Grönländer in die Heimath.

* * *

Der erste Gang meines Vaters, als er, mit kaum wiedergewonnenen Kräften das Bett verlassen konnte, war zum — Piano. Die Cismollfuge von Bach und die Cismoll-Stude von Chopin, in denen er die Offenbarung sah einer Sehnsucht, die nicht von dieser Welt, die nach einer andern Verlangen trug, erklangen unter seinen schwachen Fingern. Das war die letzte Musik, die er hier auf Erden vernahm.

Am 4. 16. Mai, um 10 Uhr morgens, als die Glocken das Pfingstfest einläuteten, entschlief mein Vater sanft. Seine letzten Worte waren: „Ich hatte noch so Vieles zu sagen . . .“

Eine seiner letzten Anordnungen betraf, wie schon früher erwähnt, die Uebergabe der Briefe Dr. Kreuzwalds an die Christliche Gelehrte Gesellschaft, zum Zweck einer späteren Veröffentlichung (50 Jahre nach seinem Tode).

Der größte Kummer meines Vaters war, nächst der Sorge um die Seinen, die er gern glücklich und wohl zurückgelassen hätte, daß es ihm nicht vergönnt mehr war, auf heimathlicher Erde zu sterben und seine alte Mutter wiederzusehen; seine letzte Bitte, daß wenigstens sein Herz im Familienbegräbniß auf dem Friedhofs zu Torma ruhen möchte.

Die Beisetzung in Wien erfolgte in der Evang.-lutherischen Dorotheenkirche Augsb. Konfession durch den Pfarrer Wig-Stöber im Beisein der anwesenden Mitglieder der Familie, einiger Freunde und Bekannten.

Ein einfacher weißer Stein auf dem Friedhofs zu Matleinsdorf bei Wien bezeichnet den Ort, wo einer der treuesten Söhne der baltischen Lande zur letzten Ruhe gebracht wurde, fern von der Heimath, die er so innig liebte.



K o r r i g e n d a .

Seite 171	Zeile 4	von oben	lies	Ł o h h u s u	statt	Ł o h h u s a ;
„ 175	„ 10	„ unten	„	S i l m a d o h t i e r	statt	S i l m a d o t t o r ;
„ 181	„ 12	„ „	„	D i R h i n o p l a s t i c a	statt	D i e R h i n o p l a s t i c a ;
„ 183	„ 6	„ oben	„	Ř i v k o	statt	Ř i r k o ;
„ 184	„ 18	„ „	„	R ü h m s t e t t	statt	R ü h n s t e t t ;
„ 194	„ 8	„ unten	„	U n z e r	statt	U n g e r .



Kunſtbrieſe.

VIII.

Wir ſind ja vom Sommer noch ziemlich weit entfernt. Wir hatten ſogar nach einem ſchönen Vorfrühling plötzlich einen böſen Nachwinter, aber in der Theateratmoſphäre, da iſt ſchon lange Sommer, denn die Eintagsfliegen treiben dort auf der Bühne und auf den Zetteln ihr kurzathmiges Weſen in großer Fülle.

Die Theater rüſten ſich zu der großen Ausſtellungszeit. Faſt keines macht Ferien und alle ſuchen ſie nach Treffern, die ihnen über den langen Sommer hinüberhelfen ſollen. Manche verfallen dabei auf das beliebte Mittel, ihre Truppen auf Gaſtſpielrollen zu ſchicken — in Berlin ſelbſt; andere borgen ſich von einem kollegialen Theater immer derſelben Reichshauptſtadt ein Stück. Der alte römische Satz: duo cum faciunt idem, non eſt idem ſteht bei derartigen Abmachungen Gebatter. Die große Mehrzahl aber ſucht und ſucht und entdeckt dabei eben die vielen Eintagsfliegen.

Da war z. B. der Jaffé-Wolffſche Schwank „Die Höllebrücke“ im k. Schauſpielhauſe, eine dramatiſirte leichte Verwechslungshumoreske, deren Hauptreiz die ſchönen ſchweizeriſchen Berglandschafts-Decorationen und Schughütten-Ausſtattung bildeten; Da ſtellte Hugo Lubliner, der einſt ſo glückliche Verfaſſer der „Frau ohne Geiſt“, im Deutſchen Theater ſeine „Junge Frau Arneck“ vor, mit der dauernd zu verkehren das Berliner Publikum keine Luſt verſpürte, obgleich Agnes Sorma ihr ganzes liebenswürdiges Talent aufbot, dieſe junge an der Seite eines alternden

Lebemannes sich langweilende Frau für das zu geben, als was Lubliner sie aufgefaßt wissen wollte — als eine interessante Bekanntschaft; da schweißte *V en n o J a k o b s o n*, der franzöfirende Plauderer und Theaterfeuilletonist des „Berliner Tageblatt“ aus seiner beifällig aufgenommenen Künstler-Novelle „Das Modell“, unter deutlichen Erinnerungen an *Dumas' „Fall Clémenceau“* und *Sudermann's „Sodom's Ende“* einen fünfakter „Fräulein Dizian“ zusammen, der im Lessing-Theater gründlich abgelehnt wurde; da erlebte im selben Theater *W i l d e n b r u c h 's* fruchtbare patriotische Bühnendichterei einen starken Mißerfolg mit „Jungfer Zimmergrün“, einem hundert Jahre zu spät gekommenen Aßland-Stück und einer um 50 Jahre verspäteten vaterländischen Posse, die sich wie die Dramatisirung einer Erzählung von *Gustav Nieritz* ausnahm: „Der Junge von Hengersdorf“, ursprünglich für das sommerliche Ausstellungstheater „Alt-Berlin“ bestimmt, für das aber die Sache zu lang wurde. Das Prestige *Friedrich des Großen*, der den deus ex machina in beiden Dichtungen machte und dessen Verherrlichung diese gelten, vermochte nichts zu retten Eintagsfliegen, Eintagsfliegen auch in diesem Fall. Da — oh, ich könnte die Liste noch lange fortsetzen, begnüge mich aber nur noch mit einem letzten Beispiel — da also verschwand im Deutschen Theater *M o r i x H e i m a n n 's* Lustspiel „Weibersehreck“ gar gleich nach der ersten Aufführung. Nicht bloß die Weiber, sonderu auch die Männer, die zünftigen und die freiwilligen Theaterbesucher, bekamen diesem faden Zeug gegenüber einen heillosen Schreck und damit natürlich auch gleich die Theaterleitung. Nicht viel besser erging es *G e o r g H i r s c h f e l d* am selben Abend. Das heißt, was die Kritik betrifft, denn im Theater, wo sein Stück „Zu Hause“ dem *Heimann'schen* vorausging, war seine Gemeinde der Gläubigen im Namen der „Modernen“ stark genug vertreten, um ihm einen äußeren Erfolg zu bereiten, der auch noch einige Tage anhieft.

„Zu Hause“ ist älter als „Die Mütter“, ist aber später zur Aufführung gelangt, jüngst in München, in einem Privatkreise jener Gemeinde. Warum die Sache — der Autor bezeichnet sie als „Ein Akt“ — durchaus in Berlin öffentlich auf die Bühne gebracht werden mußte, ist nicht recht einzusehen, denn das Talent

Hirschfeld's war durch „Die Mütter“ genugsam erwiesen. Talent und weiter nichts, zeigt auch „Zu Hause“, ein Talent auf Abwegen. Man erschrickt förmlich, wenn man hört, daß der Verfasser diesen „Akt“ schon als Neunzehnjähriger geschrieben hat. Ein grauenvolles Bild wird vor uns entrollt, sozusagen eine Korruptionsstudie „nach der Natur“, so daß also die Bezeichnung „Akt“ doppelsinnig wird. Mit schärfster Beobachtungsgabe wird ein scheußliches Familienmilieu geschildert, ganz im Stile Strindbergs. Ein abgerackter Vater; eine Mutter, die sich einen gemeinen Liebhaber hält; ein junger Sohn, Bummeler und Börsenspieler, der, gleich dem Vater, um dieses Verhältniß weiß und cynisch dazu lacht; eine junge gelähmte Tochter. In diese nette Familie kehrt der ältere Sohn zurück, als frischgebackener Doktor, voll Lebensidealen und guten Grundfäden; und der Schmutz und die Verkommenheit im Elternhause ekeln ihn so an, daß er, da er nicht mitmachen will und nichts retten kann, ihm den Rücken kehrt.....

Ich brauche wohl um die Sache weiter kein Wort zu verlieren..... Das ist mehr Schweißfliege als Eintagsfliege.

* * *

Ziemlich vorübergehend auch nur war der Erfolg von Paul Lindau's neuestem Schauspiel im Lessing-Theater. „Die Erste“ zeigt den Verfasser von derselben Seite, wie ein früheres Schauspiel: „Der Andere.“ Knifflige juristische Fragen und Probleme für die Bühne zu bearbeiten in amerikanisch-französischer Zwickmanier hat er drüben, jenseits des großen Wassers, gelernt und der gute Sensationserfolg des „Anderen“ ermutigte ihn zu einem zweiten Versuch. Die „Erste“ ist die erste Frau des Regierungsrathes Maineck, die in Wahnsinn verfällt und geschieden wird. Er heirathet dann ihre Schwester. Nach einer Reihe von Jahren kehrt die „Erste“ — geheilt zurück. Ein furchtbarer Konflikt also. Aber Lindau hat nicht recht den Muth gehabt, die Konsequenzen zu ziehen, wie das wohl ein Goethe in dem ähnlichen Vorwurf seiner „Stella“ gethan hat. Ja, Lindau hat es sogar vermieden, die „scène à faire“ zu schreiben, wie Sarcey sagen würde. Liegt sie denn nicht in der

Luft — die dramatisch gewaltig bewegende und erschütternde Begegnung zwischen den beiden Schwestern? Der Verfasser läßt aber die „Zweite“ nach Franzensbad verreist sein, als die „Erste“ zurückkehrt und diese geht mit der treu zu ihr haltenden Tochter und deren Bräutigam nach Amerika.... Daß das Drama technisch vortrefflich gemacht ist, daß es viele sinnige Züge und packende Szenen aufweist, versteht sich bei Lindau von selbst. Trotzdem erwies sich die Novität auch nicht dauernd zugkräftig.

Wirkliche, starke Zugkraft haben bisher überhaupt nur die *di minorum gentium* bethätigen können — die Herren Poffen- und Jur-Fabrikanten, denen die Schneider, die die Männer recht närrisch kleiden, die Damen recht pikant entkleiden, die Dekorationsmaler und Maschinenmeister mit ihren Trucs zu Hilfe kommen. Des Pariser Barney „Kleine Lämmer“, der Berliner Keller und Hermann „Hungerleider“ und ihrer Mitbürger Mannstedt und Jakobsohn's „Tolle Nacht“ — ja, die bringen es im Laufe einer Saison auf hundert, zweihundert und mehr Vorstellungen und illustriren damit ein weiteres Mal, daß die Höhe der Tantiemen kein Gradmesser für die dichterische Höhe ihrer Empfänger ist.....

Manches Theater, vor Allem Siegmund Lautenburg's Lokettes „Neues Theater“ am Schiffbauerdamm, versucht ohne Glück mit Gastspielen ausländischer Berühmtheiten. So feierte ja die Judie bei Lautenburg Triumphe, so spielte dort Mme Segond-Weber. Nachdem der Wiener Bernhard Baumeister dann als Hans Lange, als Richter von Salamea, als Erbförster (von Ludwig), als Werner in „Minna von Barnhelm“ seine zahlreichen Berliner Freunde aufs Neue erfreut hatte, haben wir jetzt dort seinen berühmten Landsmann Adolf Sonntaghal vom Hofburgtheater wieder einmal als Lear, Nathan den Weisen, Wallenstein, ja sogar als Philippe Derblay in — *horribile dictu* — Ohnet's „Hüttenbesitzer“ bewundern können; selbst dieses fürchterliche Bourgeoisstück vermochte die große und edle Kunst Sonntaghals, der in einziger Art noch immer das Fach des Liebhabers mit dem des Charakterspielers zu verbinden weiß, mundgerecht zu machen. Und nun eben sollte im „Neuen Theater“ das Gastspiel

Gustavo Salvini's beginnen, des schon berühmten Sohnes des ewig berühmt bleibenden Tommaso Salvini. Aber in der letzten Stunde zerschlug sich die Sache. . . .

* * *

Zwischen den einzelnen Gastspielen bietet dann das „Neue Theater“ auch im Spielplan der eigenen Truppe ein recht buntes Bild. Mancher Zug in diesem Bilde bedeutet aber einen Treffer. So wars auch mit Max Dreyer's Schauspiel „Winter schlaf.“

Der liebenswürdige Verfasser, eine der sympathischsten Erscheinungen in der Berliner Schriftsteller- und Journalistenwelt, geht ruhig seine Wege. Unbeirrt und abhold jeder Reklame, jeder Phraze und Pose. Seit einer Reihe von Jahren Feuilletonredakteur der „Täglichen Rundschau“, deren Unterhaltungsbeilage sich bekanntlich eines weitverbreiteten besten Rufes erfreut, findet er doch Zeit, schöpferischem Drange nachzugeben. Ein Band Novellen, dann vor einem Jahr das Schauspiel „Drei“, das dem wügelnden Berliner für eine Woche das Wort in den Mund legte: „der dreiunddreißigjährige Dreyer hat einen Dreiakter „Drei“ geschrieben“ — machten seinen Namen bald in weiten Kreisen bekannt. Und zwar auf vortheilhafte Weise, so daß man seinem jüngsten Schauspiel mit einiger Spannung entgegenschau.

Dreyer ist auch einer von den Modernen, aber er steht bei ihnen auf dem rechten Flügel, so daß er mit dem anderen Lager Fühlung hat. Daß er als Dramatiker skandinavischen Spuren folgt, wird Niemand leugnen, aber er zeigt dabei doch selbständiges Gepräge. Er hält sich von aller Symbolisterei meistens frei, wie er andererseits — anders als die Halbe und Hirschfeld — bemüht ist, eine abgeschlossene Handlung zu bieten, keinen bloßen Lebensausschnitt; auch begnügt er sich nicht, nüchterne, plumpe Wirklichkeitsbilder zu malen, sondern hat sie immer zu einem gemüthvollen Stimmungsbilde von dichterischem Gehalte vertieft. Fertigt er freilich noch nicht und mitunter hat man die Empfindung, als ob die Konstruktion an die Stelle echt dichterischer Konzeption getreten sei. Aber man gewinnt doch immer die Ueberzeugung, daß Dreyers's großes Talent erfreulich sich weiter ausbreitet, daß

er noch lange nicht sein letztes Wort gesagt hat und daß dieses einmal ein sehr gewichtiges sein wird.

Das bewies auch der durchschlagende Erfolg von „Winterschlaf.“ Eine sehr tragische Geschichte, die der reizenden Förstertochter Trude, die im tiefen Walde, im verschneiten Förstehause ein Leben führt, das nur von der Welt draußen, von fruchtreichem Thun im Dienste der Menschheit träumt, und das, freudlos, unfruchtbar und unverstanden, gleichförmig sich abhaspelt von Tag zu Tag zwischen einem braven, aber beschränkten Vater, einer nichtswürdigen dummen und boshaften Tante und einem rohen, sinnlichen, ungeliebten Bräutigam, der als Förstergehilfe im Hause lebt. Da retten die Männer eines Abends einen im Schneesturm im Walde halb erfrorenen jungen Mann ins Försterheim und mit ihm zieht etwas, wie Frühlingssonnenschein in Trude's Leben ein. Er zeigt ihr, wie schön und groß und weit die Welt draußen, in der er selbst als Schriftsteller im Dienste des Volks thätig ist, ein Dienst der ihm gar eine längere Gefängnißhaft eingetragen hat. Auch will nun Trude fort, nach Berlin; auch sie will ihr Leben nützen. Widerstrebend giebt der Vater seine Einwilligung; rasend eifersüchtig aber wird der Bräutigam, der in seiner niedrigen Gesinnung auch hinter des Mädchens Entschluß nur Häßliches und Schmutziges vermuthet. Und da begehrt er, um sich Trudes zu vergewissern, von der Tante aufgereizt und angeflachtelt, selbst etwas so Häßliches und Schmutziges, daß — nun, im nächtlichen tiefen Schlaf entehrt er seine Braut! Sie aber, am Morgen, als der Freund den Wanderstab weiter fortgesetzt hat und das Gefühl der furchtbaren Schmach, die ihr widerfahren, und das Elend des Alleinseins sie ganz und gar zusammenbrechen lassen, sie wirft das zertrümmerte Leben fort und erhängt sich.... Was ich da so kurz und knapp erzählt habe, nimmt sich natürlich noch weit brutaler aus, als in der Dichtung, wo die Charaktere und die Stimmungen so etwas wie eine Art Motivirung für die Unthat des Förstergehilfen zusammenweben. Aber sehr haltbar erweist sich das Gewebe auch dort nicht und es lassen sich mit dem Dichter hierüber gewiß sehr polemische Erörterungen anstellen.... Dazu fehlt es hier an Raum. Nur vor einem Vorwurf möchte ich den jungen Dichter

bewahrt wissen, vor dem, als sei seine Handlung auf dem Boden frivoler Sensationshascherei entstanden, etwa wie in Sudermann's „Sodom's Ende“ die Brutalität des Willy Janikow. Nein — Dreyer meint es bitter ernst mit dem Verlauf von Trude's Geschick und er ist von seiner inneren Begründung fest überzeugt. . . .

Ich nannte eben Sudermann und Sie haben auf diesen Namen wohl schon längst gewartet. Bedeutet doch eine Premiere seiner Stücke immer eine Sensation im Berliner Gesellschafts- und Kunstleben. Dieses Mal wohl weniger, als sonst, wo eine solche Komödie auch wirklich die erste Erstaufführung war. „Das Glück im Winkel“ aber erlebte sie bekanntlich in Wien und seitdem hat der Dreiaakter die Runde über viele große, kleine und ganz kleine Bühnen auch Deutschlands gemacht und Reflameposaune und Lobherolde haben ihres Amts schon seit Monaten gewaltet. Sudermann grollt Berlin, das ihn erst unmotivirter Weise zu einem gewaltigen Genie beförderte und ihn dann später ebenso unmotivirter Weise unter die Duzendtschreiber und flugen Streber versetzte. Man neidete ihm den großen Erfolg den man doch selbst mit übertrieben hat und eben darum konnte man sich nachher nicht Genüge thun, das Götzenbild wieder in den Staub zu ziehen, und, wie man Sudermann so ganz ohne Grund anfänglich als eine großartige Offenbarung der „Modernen“ bejubelte; ihn nun ebenso grundlos zu den Marlitt und Werner und sonstigen „beliebtesten“ Erzählerinnen der „Gartenlaube“ zu werfen. Ein interessantes Kapitel aus der Psychologie der Gesellschaft, aber heute nicht weiter zu verfolgen. . . . Kurz und gut — Sudermann wollte die Berliner strafen. Sie sollten zuletzt dran kommen. Vielleicht dachte er dabei auch etwas ans Geschäft, das ihm Berliner Mißgunst und Unverständnis, wie er meint, vor Jahr und Tag in Bezug auf die „Schmetterlingschlacht“ stark verdorben hatten. . . . Und so war denn die Premiere am Dstersonnabend im Lessing-Theater eigentlich eine „Dernière.“ Die Berliner hatten aber inzwischen die Ungnade Sudermanns so ruhig ertragen, daß sie sich am betreffenden Tage einfanden, als wäre nichts geschehen. Vielleicht war man auch etwas neugierig, sich selbst davon zu überzeugen, ob denn das neue Schauspiel wirklich so außerordentlich gut, oder so entsetzlich schlecht, wie es

in den hundertundein Berichten aus den anderen Städten, je nachdem, zu lesen gestanden hatte. Und dann — noch zieht immerhin der Name Sudermanns in Berlin trotzallem . . . So hatte sich denn ein Theil von „Tout Berlin“ zusammengefunden: Hoffreije und die hohe Finanz, Litteratur und Kunst waren zahlreich vertreten . . . Wie die Vorstellung verlief — wissen Sie ja. Mit Sudermannschen Premieren pflegt sich ja stets auch der Telegraph zu beschäftigen. Auch das Schauspiel selbst ist Ihnen wohl schon bekannt. Zum mindesten aus Zeitungsberichten, möglicherweise gar schon von der Bühne her. Wir hier in Berlin hinken eben dieses Mal nach.

Dann werden Sie auch selbst schon sich davon überzeugt haben, daß gegenüber den letzten Romanen, Novellen und dem letzten Drama „Das Glück im Winkel“ ein Fortschritt ist, weil es — ein Rückschritt ist. Denn es ist das neue Schauspiel der „Heimath“ und wohl auch „Frau Sorge“ ebenbürtig. Sie werden auch bemerkt haben, daß die Rolle des Höcknis, des Kraftmenschen, dem Alles glückt, zumal auf der Weiberjagd, ohne die er nicht leben zu können erklärt, so dankbar ist, daß Sudermann wahrlich nicht Direktor Blumenthal zu verpflichten brauchte, extra Friedrich Mitterwurzer aus Wien zu engagiren, um diese Rolle auch hier zu „freiren“ und während eines Monats zu spielen. Der Dichter hatte von dieser seiner Ueberflugheit nur das, daß von gewisser und sehr zahlreicher Seite aus der unleugbare Erfolg des Schauspiels, namentlich des starken zweiten Akts — einfach dem Wiener Gast gut geschrieben wurde.

Im Uebrigen ließe sich aber über „Das Glück im Winkel“ und insbesondere über den in ihm mehr als sonst irgendwo in Sudermannschen Werken zu Tage tretenden Ibsenismus — richtiger Ibsenkopie — so viel sagen, daß ich für dieses Mal darauf verzichten muß.

Berlin, im April.

J. Norden.





Litterarische Streiflichter.

Die Entwicklung der politischen Ideen in der neuern Zeit ist eines der interessantesten, aber auch schwierigsten Probleme, mit dem sich Philosophen, Historiker und Staatsrechtslehrer wetteifernd beschäftigt haben. Die Aufeinanderfolge und das Verhältniß der verschiedenen Staatsformen zu einander, die Einwirkung, welche hervorragende politische Schriftsteller auf die Gestaltung des Staatslebens ausgeübt und umgekehrt der Einfluß, den die Verfassung bestimmter Staaten auf das politische Urtheil und die politischen Theorien der einzelnen Schriftsteller gehabt, die Nachwirkungen einzelner Lehren und Anschauungen auch auf eine spätere Zeit — das sind Fragen, mit denen sich viele hervorragende Denker und Forscher in neuerer Zeit beschäftigt haben. Aber auch nach allen den ausgezeichneten Arbeiten, die wir auf diesem Gebiete besitzen, bleibt noch viel zu thun übrig, sind nicht wenige dunkle Punkte noch aufzuhellen. Heutzutage fragt man nicht mehr wie zur Zeit der Herrschaft des vulgären Liberalismus, welches der beste Staat, die beste Verfassung sei, sondern man untersucht historisch, welches die jedem einzelnen Volke nach seiner geschichtlichen Entwicklung am meisten entsprechende Staatsform ist; an die einfache Uebertragung der geschichtlich gewordenen Verfassung eines Staates auf ein anderes Volk denken heute nur unreife Köpfe und verschrobene Doctrinäre. Eine Untersuchung

der Ursachen des Ueberganges des Absolutismus zu der Demokratie, wie sie in der französischen Revolution zur Herrschaft gelangte, und dann der weiteren Entwicklung der konstitutionellen Staatsform in Europa ist eine ebenso schwierige als dankenswerthe Aufgabe. Es muß daher Gottfried Kochs Buch: Beiträge zur Geschichte der politischen Ideen und der Regierungspraxis*), das ihre Lösung unternimmt, sehr willkommen heißen werden. Der Verfasser hat sich das Ziel gesetzt, den engen Zusammenhang, in dem die Ansichten der politischen Schriftsteller mit den Zuständen ihrer Länder stehen, darzulegen und zu zeigen, daß jene meist um bestimmter realer Interessen willen ihre Schriften veröffentlicht haben. In der sorgfältigen Nachweisung dieser Wechselwirkung liegt das eigentliche Verdienst des Buches. Der erste Theil behandelt Absolutismus und Parlamentarismus in Frankreich und England von 1661 bis 1748. Koch führt uns sogleich in medias res, indem er die Theorie des Absolutismus unter Ludwig XIV. entwickelt und die Art seiner Regierung schildert; er verfährt dabei aufs gründlichste und giebt eine bis ins Einzelne gehende, höchst lehrreiche Uebersicht über die Regierung und Verwaltung Frankreichs unter Ludwig XIV. Wir vermiffen aber doch eine Einleitung über die Vorbereitung des Absolutismus und die Gegenströmungen in Frankreich vor Ludwig XIV. Die Lehren Jean Bodins und anderer französischer Schriftsteller sowie andererseits die so tief eingreifende Verwaltung Richelieus und die letzte Erhebung des französischen Adels in der Fronde hätten in einem einleitenden Kapitel übersichtlich und in der gründlichen Art des Verfassers zusammengefaßt dem Leser eine sehr erwünschte Orientirung geboten. Jetzt tritt uns sogleich der vollendete Absolutismus Ludwigs XIV. in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit entgegen. Koch behandelt dann weiter den Sturz Jacobs II und die Begründung des Parlamentarismus in England und die damit im engen Zusammenhang stehende litterarische Rechtfertigung der „glorreichen Revolution“. Wie vieles erscheint hier in ganz anderem Licht als in Macaulays Darstellung! Zum Theil beeinflusst durch die englischen Verhältnisse und Autoren

*) Berlin. H. Gärtners Verlagsbuchhandlung. Bd. I und II, 10 M. 50.

erhebt sich eine litterarische Opposition gegen den Absolutismus in Frankreich, der dann unter der Regentschaft die der Parlamente folgt. Am bedeutendsten zeigt sich die tiefe Einwirkung der englischen Verhältnisse bei Montesquien, dem großen politischen Klassiker, der die erste Periode der Opposition gegen den Absolutismus gewissermaßen abschließt. Koch weist scharfsinnig die Einwirkung des Italieners Gravina und des Engländers Algernon Sidney auf Montesquieus Ansichten und Lehren nach und urtheilt überhaupt weniger günstig über den berühmten Autor. In dem zweiten Bande, der den Titel: Demokratie und Konstitution (1750—1791) führt, zeigt Koch auf Grund eingehender und sorgfältigster Studien, wie wenig das englische Parlament noch unter Georg III. eine wirkliche Vertretung des Volkes war und wie rücksichtslos die Bighierokratie ihre parlamentarische Herrschaft zu selbstüchtigen Zwecken, zu ihrer eigenen Bereicherung mißbrauchte und welche Gewaltthaten sie sich erlaubten. Sehr anziehend ist ferner der Nachweis, wie Montesquieus bewundernde Anerkennung der englischen Verfassung auf die Engländer zurückwirkte und allmählich zu einer förmlichen Kanonisirung derselben führt. Mit Interesse folgt man Kochs Darlegung, wie Rousseaus berühmtem *contrat social* die Verfassung der Stadt Genf zu Grunde liegt und an eine Demokratie im modernen Sinne von Rousseau garnicht gedacht wird. Die Verwaltung der englischen Kolonien in Amerika, ihr Abfall und dann die Verfassung der Vereinigten Staaten werden vom Verfasser in lichtvoller, sehr belehrender Weise dargestellt. Den Schluß des Bandes bilden die Reformversuche und Reformideen unter Ludwig XVI. vor dem Ausbruch der französischen Revolution, endlich eine genaue Analyse der Verfassung von 1791, die trotz ihres kurzen Bestehens das Muster für viele spätere Constitutionen gewesen ist. Dem Verfasser ist, wie er selbst im Vorwort zum zweiten Bande bekennt, sein Buch unter den Händen zu einer Geschichte des Konstitutionalismus geworden; man kann mit dieser Erweiterung und theilweisen Aenderung des ursprünglichen Planes nur zufrieden sein. Mit bewundernswürdigem Fleiß hat Koch das weitshichtige für seine Arbeit in Betracht kommende litterarische Material durchgearbeitet, man wird selten einer so umfassenden Kenntniß der politischen Litteratur Frankreichs und

Englands begegnen, wie sie hier fast auf jeder Seite sich zeigt. Es ist eine Arbeit von echt deutscher Gründlichkeit, die Koch geliefert hat und bei der er es an sorgfältiger Kritik nicht hat fehlen lassen; man hat bei der Lektüre stets das angenehme Gefühl sich auf ganz sicherem Boden zu bewegen. Wenn wir etwas vermissen, so ist es dies, daß der Verfasser mit seinem Urtheil und seinen Ansichten gar zu sehr zurückhält; nur bisweilen erfährt man durch eine kurze Bemerkung Kochs Ansicht. Wer aber so gründlich wie er den Stoff beherrscht, der hat das volle Recht zu bestimmter Meinungsäußerung. Kochs Buch ist keine leichte Lektüre, es will studirt sein; aber Niemand, der sich für Politik und Geschichte ernstlich interessirt, wird es ohne reiche Belehrung aus der Hand legen. Es sollen noch ein dritter und vierter Theil folgen, die bis zur Gegenwart reichen werden; mögen sie nicht allzu lange auf sich warten lassen.

Eine Ergänzung zu dem Werke Kochs bildet das soeben in deutscher Uebersetzung von Adolf Kressner erschienene Buch von Alfred Sorel über Montesquieu*). A. Sorel ist einer der hervorragendsten französischen Historiker der Gegenwart, er ist auch mit der deutschen Litteratur vertraut. In dem vorliegenden kleinen Buche hat er eine vortreffliche Charakteristik Montesquiens, seiner Persönlichkeit wie seiner schriftstellerischen Thätigkeit geliefert; nur das an besondern Ereignissen allerdings arme Leben Montesquiens wünschte man etwas eingehender dargestellt zu sehen. Echt französischer Esprit erfüllt Sorels Buch, geistreiche Bilder und Wendungen drängen sich, scharf zugespitzte Antithesen fesseln die Aufmerksamkeit des Lesers, die Darstellung ist glänzend, kurz es ist ein ausgezeichnete Schriftsteller, der zu uns spricht; bei manchen feinen Wendungen hat man unwillkürlich das Gefühl, daß sie im Französischen sich doch noch viel besser ausnehmen müssen als im Deutschen. Zugleich aber haben wir bei der Lektüre stets den Eindruck, daß das geistvolle Buch auf umfassender Sachkenntniß und vollkommener Vertrautheit mit dem Gegenstande beruht. Sorel analysirt Montesquiens Charakter und Werke ganz in der Weise seines Meisters Taine; es hat

*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 M. 40 Pf.

trotz der geistreichen Behandlung etwas Erfältendes, eine Persönlichkeit so gleichsam vor seinen Augen seziren, die geheimsten Falten ihrer Seele enthüllen zu sehen. Die vorzüglichsten Partien des Buches sind die Charakterentwicklung Montesquieus, die Analyse des Esprit des lois und die Darlegung der Nachwirkungen von Montesquieus großem Werke bis in die neuere Zeit. Was Sorel über die Lettres Persanes ausführt, ist geistreich, aber hat uns von unserm Widerwillen gegen diese frivole Satire nicht abgebracht und auch den andern Jugendschriften Montesquieus wird heute schwerlich Jemand Geschmack abgewinnen. Erst in den Considerations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains erscheint Montesquieu als der Mann, der Anspruch darauf machen kann, daß sein Name auf die Nachwelt kommt. Sein größtes Hauptwerk l'Esprit des lois wird von Sorel nach allen Seiten hin beleuchtet und kritisch gewürdigt. Der großen Anerkennung, welche er diesem berühmten Buche zollt, wird man im Ganzen beipflichten, doch sind Kochs kritische Bemerkungen nicht zu übersehen und interessant ist es auch mit Sorels Ausführungen die scharfe Kritik zu vergleichen, welche Theodor v. Bernhardi in seinen Aufzeichnungen an Montesquieus Werk geübt hat. Sehr anziehend sind Sorels Ausführungen über Montesquieus Einwirkung auf die französische Revolution und sehr fein der Nachweis, daß ebenso Guizot wie Alexis von Tocqueville in ihren Grundanschauungen von Montesquieu beeinflusst sind. Sorels Buch wird gewiß auch in Deutschland viele Leser finden. Die Uebersetzung ist gut.

Die „biographischen Blätter“ *) schreiten rüstig fort. Das erste Heft des zweiten Bandes hat wieder einen mannigfach interessanten Inhalt, aus dem hier das Wesentliche hervorgehoben sei: Theobald Ziegler hat einen anziehenden Aufsatz über Pestalozzi geliefert, an dem uns nur der heftige Eifer gegen die konfessionelle Schule, die antisozial und antinational wirken soll, unangenehm aufgefallen ist, vom Standpunkt des Deismus ist die konfessionslose Schule eine ganz verständliche Forderung, aber für den positiven Christen ist es völlig unmöglich sie zu acceptiren. Weiter behandelt

*) Berlin, Ernst Hofmann.

A. Schönbach den Minnesänger Ulrich von Liechtenstein und O. von Bölderndorff bietet eine anziehende Plauderei über Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, das bedeutendste im Heft sind aber die von unserm Landsmann Otto Harnack aus dem Nachlaß Wilhelm von Humboldts mitgetheilten Briefe, unter denen sich höchst interessante vom Freiherrn von Stein, von Altenstein, Karoline Wolzogen, Franz Bopp und F. G. Welker finden. Möge es auch weiter der Zeitschrift nicht an anziehendem Stoffe und tüchtigen Mitarbeitern fehlen!

Die Goethelitteratur steht gegenwärtig in üppiger Blüthe; eine Anzahl umfassender Werke über Goethes Leben und Dichtungen sind fast gleichzeitig oder bald nach einander erschienen und über einzelne Perioden seines Lebens und seiner dichterischen Thätigkeit sind ebenfalls mehrere Schriften von größerem oder geringerem Umfang in letzter Zeit veröffentlicht worden. Zudem wir uns vorbehalten jene größeren Arbeiten künftig einmal im Zusammenhange zu besprechen, wollen wir für jetzt uns mit ein paar Schriften beschäftigen, die weniger allgemein bekannte Dichtungen Goethes behandeln. Die erste von Hermann Baumgart, Goethes „Geheimnisse“ und seine „indischen Legenden“*) unternimmt es den Inhalt und die Bedeutung dieser wundersamen Dichtung, die leider Fragment geblieben ist, darzulegen und sie im Einzelnen zu deuten. Die „Geheimnisse“ 1785, also in der Periode von Goethes frischester Dichterkraft entstanden, gehören in der Form zu dem vollendetsten, was der Dichter geschaffen; die herrliche „Zueignung“, die jedes für Poesie empfängliche Gemüth beim Lesen immer von Neuem ergreift, war ihnen ursprünglich als Einleitung vorangestellt. Wäre die Dichtung, von der nur ein kleiner Theil ausgeführt vorliegt, in derselben Weise zu Ende geführt worden, so würde sie eines der größten dichterischen Werke Goethes sein und über seine religiösen Ideen und Anschauungen die tiefsten Aufschlüsse gewähren. Sollte doch darin die Einheit aller Religionen trotz aller Verschiedenheit ihrer äußern Gestaltung und Glaubensformen in dichterisch-symbolischer Form verkündet und in einer Reihe geheimnißvoller Bilder dargestellt werden.

*) Stuttgart, Verlag der F. G. Cotta'schen Buchhandlung, Nachfolger. 2 M.

Es ist begreiflich, daß selbst Goethes Dichtergeist bei der Ausführung dieses Planes, der ebenso große Anspannung der poetischen Kraft wie des philosophischen Denkens erforderte, erlahmt ist. Das Fragment, wie es vorliegt, ist bei wundervoller Klarheit der Form dem Inhalte nach dunkel und räthselhaft. Baumgarts Versuch einer Erklärung desselben und einer Begründung seines inneren Zusammenhanges sowie der von ihm gegebene Nachweis, daß darin Goethes damalige religiöse Anschauungen ihren vollen Ausdruck finden, ist daher dankenswerth. Ueberhaupt ist die Schrift gedankenvoll und anregend, nur bisweilen etwas schwerfällig und dunkel im Ausdruck. Die Frage nach Goethes Stellung zur Religion, insbesondere zum Christenthum wird von Baumgart eingehend und sorgfältig erörtert. Er zeigt, daß nach Goethes Auffassung alle positiven Religionen nur verschiedene Symbole der e i n e n religiösen Idee sind, daß sie vergehen und wechseln und die Idee allein das Wahre und Ewige ist. Das Christenthum ist für Goethe die bis jetzt vollkommenste und höchste Form der Religion, aber das Positive desselben ist doch auch nur vergängliches Symbol, wie es denn überhaupt der Ergänzung durch andere Religionsformen bedarf. Es ist danach klar, daß Goethe seiner religiösen Grundanschauung nach Christ im Sinne des Evangeliums nicht war; im Einzelnen hat er oft eine glückliche Inkonsequenz bewiesen. Wenn Baumgart meint, Goethe habe den wesentlichen Inhalt des Christenthums in seiner Auffassung der modernen Menschheit erhalten, so stellt er sich ganz auf Goethes religiösen Standpunkt. Wir müssen dagegen bemerken, daß das Wesentliche des Christenthums eben das Positive in ihm ist und daß es nicht eine oder die höchste Form der Religion, sondern d i e Religion schlechthin ist. Wenn Baumgart meint, Goethes Stellung zum Christenthum sei seit seiner Erklärung gegen Lavater bis zu seinem Tode stets die gleiche gewesen, so können wir dem nicht zustimmen; zwischen dem decidirten Nichtchristen, als welchen er sich 1782 erklärt, und seinem wahrhaft Julianischen Haß gegen das Christenthum, wie er seit 1788 zur Erscheinung kommt, endlich seiner gemäßigten Stimmung und Haltung, wie sie seit 1812 uns entgegentritt, ist doch ein großer Unterschied. Von den indischen Legenden zeigt Baumgart, daß sie denselben religionsphilosophischen Anschauungen entsprungen

sind, in welchen auch die Geheimnisse wurzeln. Man scheidet von Baumgarts Schrift mit dem Gefühl lebhafter Aregung, wenn man ihm auch durchaus nicht immer zustimmen kann.

Mit einem ganz andern Cyklus von Gedichten beschäftigt sich Runo Fischer in seiner Schrift: *Goethes Sonettenfranz**). Es ist die viel erörterte Frage, auf wen die 17 Sonette des Dichters sich beziehen, die darin behandelt und zu endgültiger Entscheidung zu bringen unternommen wird, Runo Fischer kommt zu dem Resultate, daß sie sämmtlich Minna Herzlieb gelten und giebt dabei eine Schilderung der spätern traurigen Lebensschicksale dieses schönen Mädchens, zu dem Goethe eine Zeit lang eine leidenschaftliche Zuneigung empfand; sie ist das Urbild der Ottilie in den Wahlverwandtschaften. Bemerket sei beiläufig, daß sie eine tiefe Neigung für einen Herrn von Mantuffel aus Livland, der in Jena studirte, längere Zeit gehegt hat. Bettinas Ansprüche auf die Sonette werden entschieden zurückgewiesen und nebenbei ihre Goethe-Religion treffend charakterisirt. Fischer sucht dann in geistreicher Weise sämmtliche Sonette als in innerem Zusammenhange stehend zu erklären und das Ganze als einen schönen Minna Herzlieb gewidmeten Kranz zu erweisen. Vieles in Fischers Ausführungen erscheint durchaus einleuchtend, Manches dagegen zweifelhaft und bedenklich, wie er denn auch selbst solche Einwendungen vorausgesehen und bereits zu entkräften gesucht hat. Jedenfalls ist die Schrift ein beachtenswerther Beitrag zum Verständniß der Sonette und zur Kenntniß von Minna Herzliebs Leben und Charakter; daß sie mit Geist und Geschmack geschrieben ist, versteht sich bei Runo Fischer von selbst.

Wir schließen hier eine kleine Schrift an, die sich mit einem der schwierigsten Probleme der Aesthetik beschäftigt: Josef Müller, *das Wesen des Humors***). Der Verfasser, ein Kenner und Verehrer Jean Pauls, über den er auch ein umfangreiches Werk veröffentlicht hat, ist durch die eindringende Beschäftigung mit diesem großen humoristischen Dichter zu seiner Schrift veranlaßt worden. Sie zerfällt in zwei Theile, einen

*) Heidelberg, Carl Winters Verlagsbuchhandlung, 2 M.

***) München, Verlag von Dr. H. Lüneburg, 1 M. 50 Pf.

kritischen und einen thetischen oder positiven; in dem ersten werden alle bisherigen Erklärungsversuche des Humors aufgeführt und kritisiert, in dem zweiten legt Müller seine eigenen Ansichten über Wesen und Charakter desselben dar. Wie das zu geschehen pflegt, sind die Schwächen der bisherigen Definitionen mit mehr Glück nachgewiesen als die neue eigene Erklärung begründet ist. Merkwürdig ist, daß der Verfasser Jean Pauls Darstellung des Humors so sehr bekämpft; man sollte meinen, dieser Dichter wäre doch vor Anderen dazu berufen gewesen den Charakter der Dichtungsart, in der er so Hervorragendes geschaffen, zu erfassen und zu entwickeln. Bischofs Definition des Humors und des Humoristen scheint uns Müller nicht recht zu würdigen, sie ist unserer Meinung nach noch immer das Treffendste, was darüber gesagt worden ist. Die eigenen Ansichten des Verfassers scheinen uns trotz vieles Wahren und Richtigen, das sie enthalten, doch nicht scharf und klar genug formulirt zu sein, Manches, was er als Kennzeichen der humoristischen Dichtung anführt, gilt von der Poesie überhaupt. Seinem Satze: Optimismus ist der hervorstechendste Charakter des Humoristen, können wir durchaus nicht beipflichten. Für Jean Paul hat er allerdings Geltung, aber im Ganzen schon nicht für Dickens, vollends nicht für Swift oder gar für Mabelais, auch für Cervantes im Grunde nicht. Wir möchten umgekehrt behaupten, daß ein gewisser Pessimismus zum Wesen des Humors gehört und fast allen großen Humoristen eigen ist. Weitere Einwendungen gegen Einzelnes zu erheben, würde hier zu weit führen. Wir haben trotz unseres Widerspruchs die Schrift mit Vergnügen gelesen und stimmen im Einzelnen dem Verfasser vielfach zu. Ueberhaupt ist es in der Gegenwart schon an und für sich erfreulich einem ideal gesinnten Schriftsteller zu begegnen und die verständnißvolle Anerkennung, welche Müller Claudius, Hamann und Hippel zollt, hat uns mit wahrer Befriedigung erfüllt; wir würden es mit Gemüthung begrüßen, wenn er sich einmal eingehend mit Hippel beschäftigen und uns die Resultate seines Forschens und Nachdenkens über diesen großen Humoristen mittheilen wollte.

Eine neue Erscheinung auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung, ist D. Verbeck, von dem eine Sammlung von drei Erzählungen uns vorliegt: der erste Beste, die Neuenhofer

Klücke, Maria Neander*). Sie sind sämmtlich zuerst in den „Grenzboten“ veröffentlicht worden, die letzte erscheint hier um einen zweiten Theil vermehrt. Es sind eigentlich nur zwei wirkliche Erzählungen, die uns geboten werden, denn die Neuenhofer Klücke ist nur eine Skizze, die in ihrem Zusammenhange wenig motivirt und am Schluß mehr abgebrochen als wirklich zu Ende geführt erscheint. Auch der Zweck und der Grundgedanke dieser „Ferienenerinnerung“ sind uns dunkel und unklar geblieben. Soll sie einen neuen Beleg zu dem alten Worte: Undank ist der Welt Lohn liefern? Dessen bedürfte es doch schwerlich und was hier uns erzählt wird, ist auch nicht originell genug. Oder soll sie uns lehren, daß bei den Kindern eines Tagelöhnerdorfes die Undankbarkeit ganz besonders heimisch ist? das wäre doch gewiß ungerecht. Man kann sehr pessimistisch von den Menschen denken und es doch unnatürlich finden, daß kein einziges der Kinder, welchen die Klücke so viel Freundlichkeit und soviel Wohlthaten erzeigt hat, ihr auch nur die geringste Spur von Dankbarkeit bewahrt haben soll. Auch der Charakter der Klücke ist durchaus nicht klar und einleuchtend entwickelt. Von den beiden größern Erzählungen ist Maria Neander am meisten ausgeführt und zu befriedigendem Abschlusse gebracht. Die Persönlichkeit und der Charakter der Heldin ist scharf und anschaulich gezeichnet und ihr Handeln wohl motivirt; daß sie uns sympathisch ist, können wir freilich nicht sagen. Dieses weibliche Wesen, das in der Gesellschaft eines leichtsinnigen Vaters aufwächst und in jugendlicher Unerfahrenheit das Opfer eines gewissenlosen Verführes wird, den bald darauf ein plötzlicher Tod ereilt, das nun ihr Kind haßt und von sich entfernt, weil es sie an ihren Verderber erinnert, das dann einen pflichttreuen wackern Mann liebt und von ihm wiedergeliebt wird, ganz nahe dem höchsten Glücke aber durch das Geständniß, wie sie gegen ihr eigenes Kind gehandelt, den Geliebten verliert, da er sie danach nicht zur Mutter seiner Kinder machen zu können erklärt — ein solches Wesen hat etwas Abstoßendes. Die Mutterliebe ist bei einer Frau etwas so Ursprüngliches und Naturgemäßes, sei es auch gegen ein Kind der Schuld, daß

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 6 M.

ihr Fehlen oder ihre Verleugnung uns mit Abneigung und Widerwillen erfüllt. Und wenn Maria Neander darauf ihr Kind, das sie verstoßen, mit vieler Mühe aufsucht und zu sich nimmt, so bewegt sie dazu nicht das erwachte Mutterherz, sondern die unauflöschliche Liebe zu dem Manne, der sich von ihr gewandt; erst ganz zuletzt kommt das Muttergefühl zu vollem Ausbruch. Auch der leichtsinnige egoistische Vater Professor ist keine sehr sympathische Erscheinung, aber sein Charakter ist wirklich vortrefflich gezeichnet. Wir sehen den eiteln, frivolen, seine Bequemlichkeit über Alles stellenden, nach Genuß trachtenden Lebemann, der über den Ernst des Lebens mit einigen leichten Witworten hinwegzukommen sucht und den Kummer der Tochter mit ein paar mehr oder weniger geistreichen Bonmots zu beschwichtigen bestrebt ist, in voller Lebendigkeit vor uns. Diese Charakterfigur ist eine meisterhafte Leistung und der Verfasser hat in ihr gezeigt, welche Feinheit psychologischer Beobachtung und Darstellung, welche Kraft der Veranschaulichung ihm zu Gebote stehen. Ganz vortrefflich ist weiter die Entwicklung, wie in dem Herzen des Professors durch das ihm anfangs so widerwärtige Kind allmählich wirkliche Liebe, die seinen tiefgewurzelten Egoismus überwindet, erweckt wird. Noch mehr Befriedigung als Maria Neander hat uns die Erzählung: der erste Beste gewährt, wenn sie auch lange nicht so durchgearbeitet und gleichmäßig ausgeführt ist wie jene. Die groß angelegte Erzählung ist überhaupt nicht zu befriedigendem Abschluß gebracht, sie hätte zu einem Romane ausgestaltet werden sollen, dann würde sie den Erwartungen entsprochen haben, welche die breit angelegte Exposition erweckt. Das Thema der Geschichte ist ein altes, wohlbekanntes: ein junges Mädchen in ihrer ersten tiefen Herzensneigung, deren Gegenstand hier ein bewunderter Dichter ist, der ihr aber verhehlt, daß er schon verheirathet, getäuscht, reicht in dem sie ganz beherrschenden Gefühle bitterer Kränkung ohne jede Liebe einem Manne die Hand, der ihr die wärmste Zuneigung entgegenbringt. Dieser Fritz Hellborn ist eine prächtige Gestalt, ursprünglich, frisch, warmherzig, einfach, in hohem Grade selbstlos, dabei aber ein Mann von Kraft und Energie. Wie er nun die Gleichgiltigkeit, ja die Abneigung seiner Frau durch die zarteste, rücksichtsvollste Liebe und unendliche Geduld überwindet und ihre Zuneigung

gewinnt, ist der Gegenstand der Erzählung. Auch unter den Nebenpersonen sind einige vortrefflich gezeichnet wie Mamselling, auch der Bruder Hans. Der eigentliche Umschwung soll durch das Zusammentreffen Margarethes mit dem Dichter und seiner Frau bei einem Nachbarn herbeigeführt werden, man kann aber nicht sagen, daß die Entwicklung der nun folgenden Scenen gelungen ist; Fritz spielt dem wortgewandten, boshaften Dichter gegenüber eine wenig befriedigende Rolle. Der glückliche Abschluß wird dann recht überstürzt herbeigeführt. Wie viel befriedigender wäre eine langsamer fortschreitende Darstellung gewesen bei der dann auch die jetzt ziemlich zwecklos auftretenden Nebenfiguren Hans und der Pastor hätten eingreifen können. Ungeachtet dieser Mängel zieht die Erzählung durch ihren warmen Ton, die Anschaulichkeit der Schilderungen und die treffliche Charakterzeichnung sehr an. Es ist ohne Frage ein wirkliches Talent, das uns in diesen Erzählungen entgegentritt, es bedarf aber noch der Durchbildung, der Reife und der Selbstkritik, um Bleibendes zu schaffen. Das Studium großer Meister der Erzählungskunst alter und neuer Zeit würde dem Verfasser sehr nützlich sein, viel mehr als das Nachstreben auf den Wegen H. Wilbrandts, dem das Buch gewidmet ist. Noch eins ist uns in dem Buche aufgefallen: der Geist, der in dem Buche weht, ist ganz terrestrisch, nirgends spürt man den Hauch eines höheren Lebens; nur einmal ist spöttisch von „pastoraler Gottseligkeit“ die Rede. Nun sind wir zwar durchaus keine Freunde der ungehörigen Einmischung frommer Redewendungen und salbungsvoller Phrasen in Erzählungen und Romanen, aber eine, wenn auch noch so leise Andeutung des tiefen Grundes, auf dem alles Menschendasein ruht, erwarten wir doch von dem, der uns die Irrgänge des Lebens und die Wechselfälle der menschlichen Schicksale in einer nicht nur die Oberfläche berührenden poetischen Darstellung vorzuführen unternimmt. Wir möchten wohl auch fragen, ob eine bloß vom Geiste des Irdischen beherrschte Natur so zu handeln im Stande wäre, wie Fritz Hellborn es thut? Wir hoffen D. Berbeck in nicht allzu ferner Zeit wieder zu begegnen, wünschen aber vor allem, daß er sein Talent reifen lasse und nicht durch rasche Produktion schädigen möge. H. D.

Дозволено цензурою. Рига, 30 Апрель 1896 г. — Buchdruckerei J. Rauck, Riga.

Herausgeber und Redakteur: Arnold v. Lidebühl.